

dlv

Max Hamsch

Die Kletten

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2000

Der erste Teil dieses Buches ist eine
Neuaufgabe und Bearbeitung des Buches:
Die Rache der Kletten

© 2000 by CLV

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Satz: Walter Linkmann, Kassel
Illustrationen: Christian Ruf, Nassau
Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-426-1

Inhaltsverzeichnis

Die Rache der Kletten	7
Es liegt was in der Luft	8
Schnöde, ungerechte Welt	17
Der Plan des Rächers	22
Hat Klaus die Flegeljahre überwunden?	27
Eine unruhige Nacht	34
Es ist soweit	41
Gespenster steigen aus dem Grab	47
Die Jungschar und das große Zelt	55
Wer hätte das dem Roten Müller zugetraut	60
Der Silberschatz	67
Die Brüder kommen zurück!	68
Dorf-Befreiungs-Pläne	73
Zwei wirklich brave Mädchen	84
Feueralarm!	93
Klaus als Einbrecher	100
Auf der Suche nach Klaus	111
Das Geheimnis des Husch-Hauses	115
Verbrecherjagd	121
Der Schatz des Fürsten	136

Die Rache der Kletten

Es liegt was in der Luft

Wer im Dorf kann eigentlich noch genau sagen, wie die beiden wirklich heißen? Wer ist denn nun der Klaus? Und wer ist der Hans? Reden die einen vom Klaus, der es bestimmt gewesen sein soll, dann sind die anderen bereit einen Eid zu schwören, dass es auf jeden Fall der Hans war! Immer stecken sie zusammen, der Klaus und der Hans; genauer gesagt: Immer stecken sie unter einer Decke, die Kerle.

Dann erfand irgendjemand den Spitznamen »die Kletten«. Erst waren Klaus und Hans schrecklich böse und wild darüber. Wehe dem, der es wagte diesen Namen in ihrer Gegenwart in den Mund zu nehmen!

Doch aus dem Spitznamen wurde im Laufe der Zeit ein Ehrenname. Nur noch Anerkennung für ihre unzertrennliche Freundschaft drückte sich in ihm aus. Nicht herauszubekommen ist, wer von den beiden als die »Oberklette« gilt. Sie sehen fast immer so aus, als ob sie über ihren nächsten Streich nachdächten und sich schon jetzt köstlich darüber freuten. Ja, die Welt von Klaus und Hans scheint nur aus abenteuerlichen Späßen zu bestehen.

Hört der Vater des lieben Klaus im Dorf, dass der Hans wieder etwas angestellt hat, dann ergreift er ohne lange zu fragen gleich auch die nötigen Erziehungshilfsmassnahmen für seinen Jungen. Klaus ist nämlich bestimmt auch dabei gewesen!

Klaus hält zu Hans und Hans zu Klaus. Eher würde sich jeder ein Stück von seiner schnellen Zunge abbeißen, als dass er den anderen verriete oder im Stich ließe. Die Väter der beiden Jungen sind durch ihre Söhne mittlerweile auch zu guten Freunden geworden. Wie heißt es doch so richtig im Volksmund: »Geteiltes Leid ist halbes Leid!«

Oft nutzen die Väter ihre Zusammenkünfte aus um endlich einmal ohne verräterische Zeugen – sprich: die nicht selten sehr besorgten Mütter – schallend und lange über die Einfälle und Taten ihrer Kletten zu lachen.

Das geschieht aber nur auf väterlichen Geheimsitzungen, oft gerade dann, wenn Hans und Klaus irgendwo in einem ihrer vielen Geheimverstecke sitzen und über einen neuen Streich beratschlagen.

Eines Tages hatte eine spitze Zunge von den »Alten der Kletten« gesprochen. Sofort machte auch diese Bezeichnung die Runde durch die Familien. Die Väter wurden – hinter vorgehaltener Hand – nur noch »die alten Kletten« genannt.

Aber in diesem Jahr hat die Freundschaft von Klaus und Hans schon eine ganz große Belastung ertragen müssen. Klaus war eine Klasse in der Hauptschule höhergerückt, Hans nicht. Erst schienen die beiden die zukünftige Trennung im Schulunterricht gar nicht so recht zu begreifen. Dann aber kamen ihnen Fragen: War das etwa höhere Pädagogik? Oder nur reine Taktik? Sollten die Kletten mit aller Gewalt getrennt werden?

Nun, das war sonnenklar, der Unterricht würde für die Lehrer um ein Vielfaches leichter werden, bedeutend ruhiger. Ein Junge, der plötzlich loslacht, bis er nicht mehr kann, bis die Tränen fließen, lacht ja nie so laut wie zwei von der Sorte. Ein Junge, der »grundsätzliche Grundsatzfragen« stellt und unerbittlich nach der »wahren Wahrheit« forscht und sie unbedingt ergründen will, ist wesentlich leichter zufriedengestellt als zwei bohrende Frager.

Erst sann Hans nach schrecklicher Rache. Dann hatte er sich plötzlich gefangen. Völlig beruhigt sagte er: »Ach

weiß du, Klaus, jetzt will ich hier nicht mehr raus. Hier bin ich zu Hause. Das ist mein Tisch, mein Stuhl! Einer muss doch diese harmlosen Flaschenkinder, die Neulinge in das Geheimnis einer richtigen Klassengemeinschaft einarbeiten. Du Klaus, gehst mit unserer alten Klasse und bleibst dort der Chef. Ich werde Chef in der neuen Klasse. Dann haben wir schon zwei Klassen unter unserer Regierung!«

»Ist doch klar, Hans, und in den Pausen da sind wir ja sowieso immer zusammen, da können wir dann noch genug Pläne schmieden und vorbereiten.« So halten Klaus und Hans es nun auch. In den großen Pausen tauschen sie jetzt immer einträchtig Neuigkeiten und Butterbrote aus.

Nur im Lehrerzimmer, so geht ein Gerücht herum, ist es jetzt nicht immer so einträchtig. Wäre es nicht doch besser gewesen die Kletten zusammen zu lassen? Richtige Rededuelle zwischen den Klassenlehrern von Hans und Klaus soll es schon gegeben haben. Sind nicht vielleicht doch zwei »Kletten-Klassen« das größere Übel?

»Es liegt was in der Luft«, so hat schon beim Frühstück die Großmutter zu Klaus gesagt, »ich spüre es ganz deutlich in meinem alten Rheuma-Bein!« Ach, so erinnert sich Klaus schwach, wenn das Bein doch wenigstens »Hitze-frei« angeordnet hätte. Aber das wird sicher wieder nichts werden.

Es ist in der Klasse schrecklich stickig. Klaus wundert sich, wieso bei solch einem Wetter nicht auch die Lehrer einschlafen. Vielleicht hilft diesen, dass sie ungemahnt und ungestraft reden dürfen. Ja, das wird es sein. Schon dies wäre Grund genug später einmal selber Lehrer zu werden.

Klaus Heftseite ist schon voller Strichmännlein. Von den Plätzen am Ende des Klassenraumes tönt ein leises Schnarchen. Klaus sieht auf seine Armbanduhr. Noch knappe fünfzehn Minuten bis zur letzten großen Pause. Der Lehrer gibt sich große Mühe mit den Nebenflüssen des Nils. Im Fluss, im Badeteich, da wäre der Klaus jetzt auch sehr gern.

Übrigens: Mit dem langen Bernd vom Nachbardorf hat er auch noch ein »Hühnchen zu rupfen«. Der Hans ist schon eingeweiht und wird mit von der Partie sein. Das wird eine Sache werden!

Wieder blickt Klaus auf seine Uhr: Nur noch zehn Minuten! Überhaupt, so sinnt er weiter, da reden sie immer vom Jahr des Kindes und dann darf man noch nicht einmal in seiner eigenen Schule ungestört schlafen. Wann, bitte meine Herren und Damen, soll sich so ein armer Schüler überhaupt ausschlafen? Am Nachmittag? Wer hat denn da Zeit? Wir doch nicht! Da muss man baden und spielen, manchmal noch zu Hause helfen. Am Abend? Da tritt doch immer die Flimmerkiste in Aktion! Wie oft gibt es zu Hause Familienkrach wegen des Schlafengehens. Immer ist noch die Hoffnung, dass das Programm spannend und gut wird. Dann kommt der Vater und sagt: »Jetzt ist aber Schluss!«

Wie viel glücklicher wären doch sicher unsere Familien, wenn die Kinder Zeit hätten, sich in der Schule richtig auszuschlafen?

Der Kopf von Klaus ist schon kräftig am »Tunken«, von der Stimme seines Lehrers hört er nur ein schwaches, sanftes »Säuseln«.

Wenn er, der Klaus, Kultusminister wäre, er hätte da einen Einfall: Vor jedes Haus und vor jede Schule müsste

man Rampen, Ladeflächen bauen. Von diesen Rampen führen dann Schienen in die Häuser.

Jeden Morgen kämen dann die Schulbusse an die Rampen gefahren. Die Lehrer – das kommt ja von Leerer, sagt die deutsche Sprache schon – kommen mit den Bussen an und leeren die Häuser von den Schulkindern. Vom Spezialbus auf Spezialliegen gebettet, werden die schlummernden Schüler in die absolut ruhigen Klassenräume gefahren.

Nach sechs Stunden erfolgt dann wieder die Ausleerung der Klassen »... und nun, meine Damen und Herren, liebe Bürgerinnen und Bürger, sehen Sie den Jungen, dem es gelang die Schülerprobleme unseres deutschen Volkes genial zu lösen!« Klaus steht mit Bundespräsident und Bundeskanzler im Licht der Scheinwerfer aller deutschen Fernsehanstalten. Er strahlt von einem Ohr zum anderen. Nun wird jeder im Dorf einsehen, was wirklich in den Kletten steckt. Klaus macht einen Schritt in das Scheinwerferlicht und rutscht, fällt ...

»Natürlich, wieder der Klaus, das habe ich ja schon kommen sehen. Bei deiner Schaukelei musst du ja mit dem Stuhl umkippen! Da rede ich vom Blauen Nil und der Klaus fällt mit seinem Stuhl um, als ob er blau wäre!« Lehrer Debus lacht über seinen vermeintlichen Spaß und ist außerdem selber mehr als froh, als er das von allen sehnlichst erwartete Pausenzeichen hört. »Diese Schwüle, diese Schwüle, hoffentlich kommt bald ein Gewitter, das die Luft reinigt und erfrischt«, sagt er noch beim Verlassen der Klasse.

Nun aber ganz schnell zu Hans in den Pausenhof! Sicher wird der schon auf mich warten. Ich muss ihm sofort meinen Schultraum erzählen.

Wirklich, Hans steht schon unten. Die beiden Freunde sind nicht zusammen mit dem Schulbus gekommen, haben sich also heute noch nicht gesehen. Doch was ist heute mit Hans los? Er sieht so mitgenommen, so zerknittert aus? Doch seine Sorgen um den Freund lässt Klaus anfangs hintenanstehen. Zuerst muss er von seinem Plan erzählen: Die neue Schule – die neue Wirtschaft – die neue Gesellschaft.

Doch Hans ist gar nicht hellbegeistert. Er hat auch nicht richtig zugehört. Er ist mit sich selber beschäftigt.

»Also, was ist los mit dir, Hans, du sagst nichts zu meinen Ideen? Bist du etwa neidisch, dass du nicht selber darauf gekommen bist? Mach doch bitte mit, Hans, im großen Ideenwettbewerb. Wir werden ganz bestimmt weltberühmt.« Doch der Hans guckt immer noch wehleidig und sagt nur mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Die Welt? Die Welt ist schlecht!« Was hat er nur, denkt Klaus. Ob er vielleicht krank ist? Sieht er nicht sehr unausgeschlafen aus? »Was hast du? Was ist los mit dir?«

Hans winkt müde mit seiner rechten Hand ab. »Wie es mir geht? Wie ich aussehe? Was ich habe? Schlafe du doch einmal die ganze Nacht nur auf dem Bauch! Aber ich werde mich rächen, ganz schrecklich wird meine Rache sein. Alle werden sie von mir reden!« Und dann nach einer Pause: »Klaus, bist du noch mein Freund?« »Was soll das komische Gerede, Hans? Warum sprichst du hier in unheimlichen Andeutungen? Raus mit der Sprache! – Übrigens, total überflüssig, deine Frage. Wir sind doch die Kletten! Kommentar nicht nötig!«

Ein kleines Lächeln kann Klaus bei seinen Worten nicht verhindern. Der heute so empfindliche Hans bemerkt es auch sofort und nimmt es seinem Freund übel. »Ist das

deine ehrliche Meinung? Oder wirst auch du mir so schreckliches Unrecht antun? Dann ist es auf der Stelle aus mit unserer Freundschaft. Dann werde ich eben zum Einzelgänger. Das wird dann schrecklich. Du weißt doch, bei den Elefanten sind das die gefährlichsten Tiere! Was lachst du denn jetzt schon wieder!«

»Ach, weißt du, Hans, ich stelle mir gerade vor, wie deine Schneidezähne zu ganz gewaltigen Stoßzähnen werden und du die Bäume und Holzfäller im Gemeindewald umrennst. Aber nun, Spaß beiseite, erzähle mir: Wer hat dir so großes und gemeines Unrecht getan?«

Endlich beginnt Hans seine furchtbare Geschichte zu erzählen. »Bevor ich loslege: Klaus, gib mir dein Ehrenwort, dass du diese Schmach nicht auf mir sitzen lässt. Ich bin und war völlig unschuldig! Glaubst du mir das? Versprichst du zu schweigen und mir bei meiner schrecklichen Rache zu helfen?«

Klaus streckt dem Freund seine rechte Hand entgegen und legt die linke auf sein Herz. »Ehrenwort, Hans, ich schweige wie ein Grab und stehe zu dir!«

»Also hör mir zu«, fängt Hans wieder zu erzählen an, »dass ich diese Nacht nicht wie ein jeder anständige Mensch auf meinem Rücken geschlafen habe, liegt daran ... äh ... du kennst doch meinen Vater ... äh, ich meine, du kennst doch seine Handschrift?«

»Doch, wir haben neulich festgestellt, dass man die nur ganz schwer fälschen kann.«

»Klaus, ich glaube fast, du willst mich nicht verstehen. Stehst du auf deinen Gehirnzellen? Ich meine: Kennst du die Hände meines Vaters?« »Ach so«, dem Klaus geht eine Altarkerze auf. »Wenn du die Hände deines Vaters meinst, dann sage ich, die haben die Größe einer Schneeschippe.«

»Siehst du, Klaus, die Größe der Hände und die Handschrift, die waren daran schuld, dass ich letzte Nacht auf dem Bauch schlafen musste und nun weißt du auch, warum ich so böse in diese schnöde und ungerechte Welt sehe.«

»Aber, Hans, wir gehören doch auch zu dieser Welt. Und wir beide, wir sind doch in Ordnung! Ich meine, jedenfalls in diesem Augenblick! Sag mal, was hast du denn mit deinem Vater vor?« »Mit meinem Vater? Gar nichts.« »Aber ich denke, der hat dich ...«

»Mein Vater, der ist auf ganz gemeine, niederträchtige und verlogene Feindpropaganda hereingefallen. Sie haben seine Gutgläubigkeit einfach schändlich missbraucht! Wenn ich mich schrecklich rächen werde, dann tue ich es auch mit für ihn. Vorher aber noch ein paar Fragen an dich: Klaus, ist heute bestimmt Freitag?«

Da braucht Klaus nicht lange zu überlegen: »Klar, denn morgen haben wir keine Schule!«

»Gut dann stimmt schon ein Teil meines Racheplanes, den ich mir in der Reli-Stunde ausgetüftelt habe. Noch eine Frage: Haben wir eigentlich schon Vollmond?«

Klaus fühlt sich fast überfragt. Da achtet er eigentlich kaum drauf. Doch da fällt ihm wieder ein: In der letzten Nacht wurde er aufgeweckt durch das ohrenzerreißende Konzert, das die Katzen des Dorfes angestimmt hatten. Richtig hell war es in seinem Zimmer gewesen und er hatte überlegt, ob er nicht den vierbeinigen Sängern einen Eimer Wasser über das Fell gießen sollte. Doch dann war er zu faul zum Aufstehen gewesen.

»Ja, Hans, zur Zeit ist Vollmond, aber ich versteh bis jetzt nur Bahnhof. Deine Rache – Vollmond – Freitag, das reimt sich bei mir noch nicht.«

»Was habe ich eben gehört?«, sprudelt Hans los. »Meine Rache? Du hast mir doch dein großes Ehrenwort gegeben, dann heißt es doch von jetzt ab: unsere Rache!«

Hans redet so laut, dass ein paar andere Kinder, die in der Nähe spielen, aufmerksam werden und herübersehen. Hans bemerkt es und dämpft seine Stimme: »Denke daran, ich war völlig unschuldig.« »Aber jetzt sage doch endlich, was los war!«

Schnöde, ungerechte Welt!

»Das will ich ja schon die ganze Zeit, aber immer wieder unterbrichst du mich! Also, da komme ich gestern am späten Nachmittag so gegen halb sieben von unserem Bolzplatz wieder ins Dorf zurück. Mein Vater, du kennst ihn ja zur Genüge, hatte nämlich gesagt, dass ich ihm im Garten noch helfen sollte. Na ja, ich treibe meinen Ball so vor mich hin – damit fängt die ganze Geschichte an und du siehst, ich bin unschuldig daran.« »Ich will endlich wissen, wie deine Geschichte weitergeht!«

»Na schön, Klaus, mein Vater hatte mir also gesagt, ich sollte pünktlich um viertel vor sieben im Garten sein. Kann ich denn etwas dafür, dass ich so pünktlich sein wollte und sollte?« »Nein! Hans, aber jetzt weiter!«

»Also, ich treibe so meinen Ball vor mich hin. Da plötzlich: Bremsen!« »Wie? Bremsen? Hast du deinen Ball vor ein Auto geschossen? Gab es Blechschaden? Na, jetzt kann ich deinen Vater auch verstehen!«

»Einen Quatsch kannst du verstehen. Du sollst doch richtig hinhören, sei doch nicht so ungeduldig und voller Vorurteile! Bremsen sagte ich.« »Bremsen? Am Ball? Bremsen, das geht doch gar nicht!«

»Natürlich nicht am Ball, o Klaus, was bist du doch so schwer von Verstand. Greife dir doch einmal an deinen dicken Schädel und rufe: Kürbis gedeih! Vielleicht kommst du dann mit. Bremsen hatte ich gesagt, verstehst du denn nicht mehr unsere deutsche Muttersprache? Was hast du eigentlich in Biologie? Ich meine natürlich: Stechfliegen – blinde Fliegen, das sind doch die Bremsen!«

Klaus betrachtete seinen Freund staunend. »Aber, was hat das denn alles nun mit deinem Vater und deiner Rache und deiner Bestrafung zu tun?«

»Klaus, hat dich schon einmal eine Bremse gestochen? Gar in die Kniekehle? Was hättest du da getan, bitte schön? Was ich getan habe, das nennt man unter Fachleuten eine Relation.« »Meinst du nicht, Hans, eine Reaktion?« »Meinetwegen. Ich habe den Schmerz in der Kniekehle verspürt und einfach den Ball weggeschossen. Kann ich dafür etwas?« »Natürlich nicht, aber wie konnte dein Vater dann ...?«

»Sage mir doch, lieber Klaus, wie war das Wetter gestern nachmittag?« »Schön, warm, gut, soll ich dir noch mehr Loblieder singen?« »Siehst du, Klaus, das Wetter war so, wie du es eben gesagt hast. Sag mir also: Kann ich im geringsten irgendetwas dafür, dass sie bei Müllers die Fenster bei so einem herrlichen Wetter geschlossen hatten? Kann ich denn wirklich etwas dafür, dass sie ihren Küchentisch am Fenster stehen haben? Habe ich den dort hingestellt?« »Natürlich nicht, aber wieso denn, ist denn dein Ball etwa ...?«

»Ja, leider, aber du hast mir doch eben auch meine Unschuld bestätigt. Und gib du mir, Klaus, jetzt eine klare, unparteiische Antwort: Kann ich wohl dafür, dass sie bei Müllers schon um halb sieben Abendbrot essen? Hat die Frau Müller gekocht oder ich? Nun siehst du, dass ich völlig unschuldig bin. Es kommt nämlich noch viel schlimmer: Weißt du, was Müllers gerade aßen? Erbsensuppe! Ausgerechnet am Tisch vor dem Fenster um halb sieben Erbsensuppe! Das sind doch alles Sachen, mit denen ich nicht das geringste zu tun hatte. Frau Müller hätte ja auch Schnitzel braten können, dann wäre die Geschichte nur halb so schlimm geworden.

Und jetzt stell dir vor, die Bremse sticht, mein Fuß tritt, der Ball fliegt, die Fensterscheibe klirrt. Der Ball landet genau in der Terrine mit Erbsensuppe! Du weißt ja etwas



von der Wasserverdrängung, da hast du ja einmal in der Stunde aufgepasst, die Erbsensuppe fliegt dem Roten Müller ins Gesicht und hält sich an seinem Bart fest. Ausgesehen hat der, das kann ich dir gar nicht beschreiben. Es war jammerschade, dass ich meinen Fotoapparat nicht bei mir hatte.

Der Rote Müller ist wie von einer Tarantel gestochen rausgerast und hat gebrüllt, hat gebrüllt wie unser Gemeindebulle. Aber ich – ich war völlig unschuldig. Du weißt doch, ich habe es dir doch schon erzählt, nicht

wahr, wie ich da so vom Bolzplatz komme, weil ich meinem Vater um halb sieben im Garten ...«

»Mann, Hans, stopp, stopp! Fang nur nicht wieder von vorne an, erzähle mir lieber noch schnell, wie es nun weiterging.« »Also, der Müller hat den Ball unter dem Arm, die Erbsensuppe im Bart und brüllt. Da kommt auch noch mein Vater gerade die Straße entlang. Ja, es stimmt schon, das alte Sprichwort meines Großvaters, ein Unglück kommt selten allein. Ja, dann hat mein Vater auch gebrüllt und am Ende habe ich noch gebrüllt.«

»Du, Hans, das war natürlich falsch, du hättest ganz ruhig deinen Vater und dem Roten Müller die Geschichte erzählen sollen. Wer schreit, der ist immer im Unrecht, sagt meine Mutter.«

»Ich habe doch nur gebrüllt, weil die beiden auch gebrüllt hatten, und zum anderen, weil meinem Vater seine Hand ganz schrecklich ausgerutscht war.« »Was, waren denn noch mehr Bremsen auf unserer Dorfstraße?«

»Bremsen! Ich wollte mein Vater wäre nur zu bremsen gewesen. Na ja, da habe ich halt dann die ganze Nacht auf meinen Bauch geschlafen und drei Tag Stubenarrest hat es zusätzlich gegeben. Heute ist der erste Tag. Und das alles, obwohl ich völlig unschuldig war. Schlechte Welt.«

»Da hast du recht Hans, meine Großmutter würde jetzt sagen: Der Gerechte muss halt viel leiden!« »Und wir werden uns viel rächen!« »Aber dein Vater, Hans!«

»Wie oft soll ich es dir denn noch sagen: Der hat mich nur im Kurzschluss verhauen, aber gebrannt hat es trotzdem.« »Aber ich denke, dein Vater ist Elektriker, dann dürfte doch eigentlich bei ihm keine Sicherung durchbrennen.« Hans kommt nicht mehr zu einer Antwort,

denn das Machtwort eines Lehrers beendet alles: »Wollt ihr beiden denn eine Extraeinladung auf Büttenpapier zum erneuten Beginn des Unterrichtes haben oder kommt ihr so?«

Klaus und Hans sehen sich um. Wirklich, nur noch sie stehen auf dem Schulhof. Alle anderen Kinder sind schon wieder in ihre Klassen zurück. »Bis zum Bus!«, ruft Hans und Klaus antwortet: »Bis zum Bus!«

Der Plan des Rächers

Jedem Einsichtigen wird es klar sein, dass Klaus und Hans den folgenden beiden Unterrichtsstunden noch weniger Aufmerksamkeit schenken als den vorangegangenen.

Klaus vor allem ist ungeheuer gespannt: Was mag sich der Hans nur für eine schreckliche Rache an dem Roten Müller ausgedacht haben? Welche Rolle hat er mir dabei wohl zugeteilt? Ob ich nicht doch ein bisschen voreilig war mit meinem Ehrenwort? Gedanken über Gedanken. Endlich das erlösende Glockenzeichen: Schluss dieses Schultages. Ein freies Wochenende steht bevor. Klaus rast aus der Klasse, beinahe ein Zusammenstoß mit dem Herrn Rektor. In letzter Minute kann Klaus noch ausweichen.

An der Bushaltestelle ist wildes Treiben zugange. Kleine Kämpfe werden ausgetragen, zwei beginnen eine ernsthafte Schlägerei, sie werden dabei von den anderen angefeuert. Einige tauschen Comics und Schallplatten. Alles wirbelt durcheinander, nur die Kletten sind diesmal nicht mittendrin. Sie stehen etwas abseits, denn was sie noch zu besprechen haben, taugt nicht für die Ohren der Kinder ihres Dorfes und der Nachbarorte.

Ein Unwissender hätte auch nur zwei Jungen so um zwölf Jahre gesehen, von denen der eine beschwörend auf den anderen einspricht. Der scheint noch abwartend und zaudernd zuzuhören.

»Ja, ich habe dein großes Ehrenwort! Nach Jahren wird man noch in unserem Dorf von unserer Rache sprechen und über den Roten Müller lachen. Du hast mir vorhin gesagt, dass morgen Samstag ist, logischerweise ist dann heute Freitag. Und freitags, weißt du, da ist der Rote Müller immer im Blauen Ochsen. Ich war zwar noch nie da, aber meine Großmutter sagt, da vertrinkt er jedesmal

ein Stück Vieh. Und wenn einer so viel trinkt, dann ist er natürlich nicht mehr klar im Kopf. Und meine Großmutter hat voller Zorn gesagt: »Und dann geht dieser betrunkene Kerl noch über den Friedhof nach Hause.« Nicht einmal die Toten hätten vor diesen Saufründern ihre wohlverdiente Ruhe, hat meine Großmutter gesagt, eigentlich müsste da doch der Herr Pfarrer eingreifen.

Und das, Klaus, ist unsere Stunde, heute nacht, wenn der Müller nach Mitternacht angetrunken über den Friedhof an der Kapelle vorbeigeht, dann werden wir nämlich dort auf ihn warten!« »Wiwiwir?«, stottert Klaus überrascht. »Was sollen wir denn um Mitternacht auf dem Friedhof ...? Willst du da mit dem Herrn Pfarrer ...?«

»Keine Bohne, mein lieber Klaus. Wir beide werden dort spuken!« »Spucken? Hans, bedenke, da müssen wir aber sehr nahe an den Roten Müller heran, wenn wir den auch treffen wollen. Und vergiss bitte nicht, er kann gut laufen. Wenn er einen von uns erwischt, dann schläft der auch ganz bestimmt eine Nacht auf seinem Bauch.«

»Mensch, Klaus, es wird ja immer schlimmer mit deiner Verkalkung. Da kann man ganz deutlich sehen, dass du immerhin drei Monate älter bist als ich. Ich meine natürlich: spuken, nicht spucken!« »Du kannst sagen, was du willst, Hans, ich finde spucken nicht fein, das machen höchstens Lamas.«

»Verstehst du immer noch nicht oder willst du mich nicht verstehen, gut, dann im Zeitlupentempo: Wir beide spuken als Gespenster auf dem Friedhof, wenn der Rote Müller kommt!«

Darauf kann der Klaus vorerst nichts erwidern, das ist vielleicht auch gut so, denn es ertönt das laute Feldgeschrei, der Kampfesruf aller wartenden Schüler: »Der Bus! – Der Bus! – Der Bus!«

Schon beginnt der gnadenlose Kampf aller gegen alle. Natürlich will jeder als erster in den Bus hinein, um sich einen Platz zu ergattern. Diesmal stürzen sich Klaus und Hans nicht in das Getümmel. Beide bewegt nur noch ein Gedanke: die große Rache der Kletten! Im Bus ist nicht der Ort den Plan weiter durchzusprechen. Als es Klaus versucht, erhält er von Hans nur einen kräftigen und ermahnenden Rippenstoß. »Vorsicht, Feind hört mit«, flüstert er in das Ohr des Freundes. Im Schulbus herrscht auch heute fürchterliche Enge. Eigentlich müssten die Eltern der Schüler sich beim Rektor oder der Verbandsgemeinde beschweren. Nicht nur die noch zugestiegenen Erwachsenen müssen stehen, das ist ja nichts Neues, nein, selbst einige Schüler müssen stehen!

Im heimatlichen Dorf angekommen, zerstreut sich die Schar schnell. Nur die Kletten stehen noch unter der Linde am Dorfbrunnen.

»Also, Klaus, ich habe dein Wort.« »Ja, aber warum denn gerade auf dem Friedhof und schon heute?« »Rache muss man heiß genießen, sagt meine Tante Klara immer. Wir treffen uns um Mitternacht bei der alten Kapelle. Bringe unbedingt einen weißen Gespensterumhang, mit dem schweben wir auf den Wegen entlang.«

»Aber wo soll ich den bloß hernehmen? So etwas haben wir doch gar nicht zu Hause?« »Nimm einfach eure Tischdecke!« »Das geht nicht, die will Mutter noch zu Pfingsten benutzen, die darf ich nicht zerknittern.«

»Dann bringst du eben dein Bettlaken mit und fertig ist die Laube!« »Mein Bettlaken? Das ist aber nicht mehr weiß!«

»Was? Du willst dich wohl nur herausreden, aber, das nehme ich dir nicht ab. Du hast wohl schreckliche Angst?

Du willst mich im Stich lassen? Dein Bettlaken ist nicht mehr weiß? – Dass ich nur nicht lache! Du bist wohl noch nicht stubenrein?«

»Nimm das sofort zurück, sofort! Ich vergesse sonst, dass wir Blutsbrüderschaft getrunken und die Friedenspfeife geraucht haben. Das ist eine ganz böartige Verleumdung und Beleidigung!« Klaus steht mit geballten Fäusten vor seinem Freund Hans. »Nur wegen meiner Fußabtritte ist mein Bett nicht mehr weiß. Merk dir das! Ich habe Häuptling der Schwarzfuß-Indianer gespielt und wollte nur mein Totemzeichen abdrücken. Das ist alles!«

»Ach, Klaus, das sieht doch beim Mondenschein niemand richtig. Da kommt es auf einen Fleck mehr oder weniger nicht an.« »Nur bedenke, ich habe schon Schuhgröße 40, meine Mutter sagt immer zu mir, die nächste Nummer hat die Größe eines Rheinkahnes.«

»Ist wirklich völlig egal. Im Dunkeln sind alle Bettücher grau, sagt meine Großmutter immer. Hauptsache, du bist pünktlich zur Stelle bei unserem Rachezug. Und jetzt muss ich ganz schnell verschwinden, damit bei uns zu Hause niemand Verdacht schöpft. Machs gut – Tschüß – bis um Mitternacht!«

Klaus bleibt aber noch wie angewurzelt stehen. Auf was hat er sich da nur eingelassen? Wie kommt er davon wieder frei, ohne seine Ehre, sein Gesicht zu verlieren? So überlegt er krampfhaft. Plötzlich läuft er dem Hans hinterher. Er hat doch noch etwas vergessen. Kurz vor dessen Haustür erwischt er ihn noch. Hans dreht sich besorgt um: »Ist noch was unklar?«

»Hans, was sagen eigentlich Gespenster, die spuken? Dies muss ich doch genau wissen!« Hans überlegt: »Die machen halt so greuliche Stimmen.« »Was für Stim-

men?« »Irgendwelche Stimmen, du hast doch noch den ganzen Nachmittag und Abend Zeit zum Üben. Ich muss jetzt schnell in unser Haus. Meine Mutter beobachtet uns schon vom Fenster aus.«

Mit langsamen, großen und bedächtigen Schritten geht Klaus zum väterlichen Haus. In seinem Kopf geht es zu, wie in einem alten Erzpochwerk. Die Gedanken verwirren sich. Wäre er nur nicht heute in die Schule gegangen!

Wie immer, so auch heute, die Großmutter hatte wieder recht: »Es liegt etwas in der Luft!«

Hat Klaus die Flegeljahre überwunden?

»Guten Tag! Wie riecht das wieder so gut bei dir, Mutter, da bekommt man ja schon allein vom Geruch einen Bärenhunger!« Die Mutter von Klaus blickt vom Küchenherd auf. Ihre Augen sehen mit Freude auf den Jungen. Das sind Töne, die hat sie schon seit sehr langer Zeit nicht mehr von ihrem Raubein vernommen. Darum ist die Freude darüber ganz besonders groß. Gegen die Meinung der Familie und der Nachbarn hat sie also doch Recht bekommen. Was wurde ihr da nicht alles mit gesenkter Stimme und mitleidsvollem Blick verkündet: Sie sei einfach zu gut zu dem Jungen. Energisch durchgreifen müsse sie, bevor es zu spät sei. Besonders die Freundschaft mit diesem Dorfschreck, dem Hans, die solle sie schleunigst unterbinden. Nein, heute ist das Benehmen des Jungen wieder ein Beweis, dass ihre Rechnung aufgeht. Güte zahlt sich eben doch aus, gegen alle Besserwisserei, besonders derer, die selber keine Kinder haben.

»Da bist du ja schon – was ist doch der Vormittag heute schnell vergangen. Ruth kam einen Bus früher. Ihr Deutschlehrer ist krank. Einen Augenblick, dann bin ich fertig und decke den Tisch.«

»Aber Mutter, das kann ich doch auch schnell erledigen«, sagt Klaus diensteifrig. Und er kann es wirklich. Kein Stück des Besteckes vergisst er, jeder Teller steht an seinem rechten Ort. Immer wieder sieht die Mutter ihm dabei freudig zu. Ja, ihr großer Junge, sie weiß um seinen guten Kern. So plötzlich sind also bei ihm die Flegeljahre vergangen. Selbst für seine Schwester Ruth hat er alles ordentlich auf den Tisch gelegt. Gestern, da hatte sie kaum noch zu hoffen gewagt, und heute ...

Beim Essen ist Klaus lustig und gesprächig. Kein böses

Wort fällt und die Schwester erhält sogar ein kleines Lob. Wie umgewechselt ist Klaus.

Nur hat er trotz der Ankündigung seines Riesenhungers recht wenig gegessen. Selbst der Pudding zum Nachtisch – sonst gibt es da immer große Debatten, wer das Schälchen mit dem Rest auslöffeln darf – scheint ihn nicht mehr zu reizen. Großmütig verzichtet er zu Gunsten seiner Schwester Ruth.

Dann aber kommt die große Sensation. Mutter und Schwester verschlägt es fast den Atem, als Klaus verkündet: »So, und jetzt Mutter, legst du dich gleich mal hin und machst ein kleines Nickerchen, du bist doch schon mit Vater um halb sechs Uhr aufgestanden, und du, Ruth, du willst doch sicher noch etwas lesen. Also, alles verschwindet! Das bisschen hier, das mache ich so mit der linken Hand.«

Das gibt es doch gar nicht? Das kann doch nicht wahr sein! Sie müssen sich verhöhrt haben. Mutter und Tochter sehen sich fassungslos an. Ist das denn noch unser Klaus? Wie hatte er doch erst noch vergangenen Sonntag, Onkel Otto war gekommen, sehr vorlaut getönt: »Was, Geld für eine Spülmaschine wollen wir ausgeben? Das kann ich aber überhaupt nicht einsehen. Diese Dinge sind doch so teuer und dann ganz schnell entzwei. Wir haben doch schon zwei Spülmaschinen, zwar nur handgetrieben, aber dafür immer einsatzbereit und kosten uns keinen Pfennig.« Dabei hat er frech Mutter und Schwester angesehen. Zur Strafe hat er dann schnell den Familien-Kaffeetisch verlassen müssen. Und heute? »Klaus, du willst wirklich allein spülen?«, fragt Mutter, immer noch das Gehörte anzweifelnd. Ruth hat sich als erste gefasst. Schnell steht sie auf und geht zur Tür, man soll ja nie einen Bruder bei der Ausführung von guten Vorsätzen hindern.

An der Tür wirft sie noch einen halb wissenden, halb fragenden Blick auf Bruder Klaus und sagt: »Ich möchte doch nur wissen, was du wieder angestellt hast. Sicher klingelt gleich das Telefon, oder aber die Polizei kommt mit Blaulicht und Überfallwagen. Ich sage nur: Hier stimmt was nicht, da liegt was in der Luft. Du wirst es schon noch erleben, Mutter!« Sagt es und verschwindet nach oben in ihr Zimmer.

Mutter will Ruth zurückrufen, aber Klaus sagt ganz gelassen: »Ach, lass sie, Mutter, Ruth hat wie immer keine Ahnung!«

Und damit hat Klaus natürlich ein ganz wahres Wort gesprochen. Bevor Mutter einschlummert, nimmt sie sich vor: Heute nachmittag wird sein Lieblingskuchen gebacken, ich muss doch meinem lieben Jungen auch eine Freude bereiten.

Klaus steht allein in der Küche. Er ärgert sich einfach ganz furchtbar über seine Dummheit mit dem vorschnellen Ehrenwort. Auf keinen Fall will er heute zur mitternächtlichen Stunde auf dem Friedhof geistern gehen, aber ebenso will er auf keinen Fall seinen Freund Hans im Stich lassen und sein gegebenes Ehrenwort brechen. Er muss Zeit haben, muss bedenken und planen. Sonst ist er doch nie verlegen um einen Einfall – und wenn er sich den ganzen Kopf zerbricht, es muss ihm doch etwas einfallen! Beim Wegstellen des Geschirrs taucht ein neuer Gedanke auf: Wie, wenn er mit seinem Vater einmal darüber sprechen würde? Der wüsste ganz bestimmt einen guten Rat oder gar eine Lösung. Nur, er hat dem Hans absolutes Schweigen versprochen. Dann wäre das Gespräch mit Vater eigentlich schon ein Wortbruch. Dumme Geschichte. Aber, Kletten müssen unzertrennlich zusammen-

halten! Klaus' Blick fällt aus dem Küchenfenster in den Garten. Da wäre auch wieder Unkrautjäten nötig. Wie mault er doch immer, wenn Vater ihn dazu verdonnert: »Das ist doch nur Arbeit für Küchenmädchen und Gärtnerburschen!« Aber heute hat sich eben die Welt, seine kleine Welt, verändert. Bei Gartenarbeit kann ich ruhig überlegen und zweitens bin ich dann auch allein und völlig ungestört, drittens auch noch an der frischen Luft.

Also holt sich Klaus nach beendeter Küchenarbeit aus dem Schuppen das Gartengerät und fängt zu wühlen an. Es heißt ja ganz richtig, der Appetit kommt oft erst beim Essen, die Lust an der Arbeit bei Klaus auch erst während der Arbeit. Als seine Mutter ihn zum Kaffeetrinken herbeiruft, hat er schon ein gutes Stück Arbeit geschafft. Sein Lieblingskuchen schmeckt ihm auch wieder vorzüglich, ordentlich räumt er unter den Kuchenstücken auf.

Mutter sieht immer wieder auf den im Garten arbeitenden Klaus. Wenn Vater nach Hause kommt, was wird der für Augen machen! Auch als der Fritz vom Nachbarhaus vorbeikommt und fragt, ob Klaus heute nicht zum Fußballplatz kommen will, sagt der ihm ohne zu zögern: »Nein, heute nicht. Erst die Arbeit, dann das Spiel!« Außerdem, Hans hat ja Stubenarrest. Klaus will einfach nicht von zu Hause weg. Er wartet auf den großen Knall. Er wartet, dass irgend etwas geschieht. Vielleicht, dass es heute nicht Abend und dunkel wird. Es muss einfach was geschehen!

Aber die Stunden vergehen. So schnell, wie sie dem Klaus noch nie vergangen sind. »Wie im Flug«, sagt die Großmutter, die aber in Wirklichkeit noch nie geflogen ist.

Die Familie sitzt friedlich vereint am Abendbrottisch. Natürlich hat Mutter den heimkehrenden Vater, schon als

er aus dem Wagen stieg, von der großen Veränderung bei Klaus berichtet. Sie hätte es ja immer schon gewusst und gesagt, der Junge habe einen guten, goldenen Kern! Goldjunge, so hatten sie ja damals – lang, lang ist es her – den lieben, kleinen Klaus gerufen. Der Vater sieht sich die geleistete Arbeit erst einmal fachmännisch und sehr kritisch an. Aber auch sein scharfes Auge findet keinen Grund zu irgendeiner Beanstandung.

So bleibt ihm nur die richtige väterliche Feststellung: »Klaus ist ja schließlich auch mein Junge, da ist doch klar, von wem er diesen Arbeitseifer hat.«

Klaus sitzt zu dieser Zeit in seinem Zimmer. Seinen Wecker hat er in den Schrank eingeschlossen. Richtig hassen könnte man diesen schnellen kleinen Zeiger, der immer nur weiterrast.

Zweimal ist Klaus schon nach unten gegangen, hat auf die große Standuhr gesehen, aber seine Uhr geht gar nicht vor. Es ist wirklich schon so spät, wie sie anzeigt. So, und nun hat er auch noch alle schon bekannten Hausaufgaben für die nächste Woche erledigt. Klaus verfällt wieder ins Sinnen. Wie soll er heute Nacht zur rechten Zeit wach werden? Den Wecker kann er nicht stellen, denn der macht solch einen Krach, dass die ganze Familie einschließlich dem Bommele, dem Langhaardackel, wach wird.

Das geht also nicht. Und wenn er verschläft? Dann hat er doch sein Wort nicht gebrochen? Das wäre doch so etwas wie »höhere Gewalt«. Klaus holt tief Luft. Der Steinberg auf seinem Herzen hat sich schon merkbar verkleinert.

Wo er doch morgens auch immer erst nach der dritten Mahnung der Mutter aus dem Bett taumelt. Vater sagte

immer, er müsse wohl Siebenschläferblut in den Adern haben. Eigentlich ist er jetzt schon richtig müde.

Doch die Erleichterung hält nur wenige Minuten an. Und wenn er doch rechtzeitig wach wird? Dann muss er gehen. Da hilft ihm dann kein Weh und Ach. Ehrenwort ist Ehrenwort.

Nun taucht schon wieder ein neues Problem auf: Sie haben in ihrem alten Haus eine schöne, geschweifte Holztreppe. Die knarrt natürlich mächtig. Selbstverständlich hat Klaus schon ausprobiert, wie man möglichst geräuschlos hinauf und herunter kommt. Bei der einen Stufe muss man auf die äußerste Kante treten, bei der anderen innen, an der Spindel, den Fuß hinsetzen.

Klaus nimmt sich einen Zettel und schreibt sich die Zahlen der knarrenden Stufen auf.

So kann er wenigstens für alle Fälle, bevor er sein Zimmer verlässt und die Treppe betritt, einen Blick auf die Aufzeichnung werfen. Den Zettel legt er griffbereit auf seinen Nachttisch. Was muss ich noch vorbereiten für den Gespenster-Ernstfall? Doch da tönt schon die Stimme der Mutter vom Speisezimmer her: »Kommt bitte alle schnell zum Abendessen, damit nichts kalt wird!« Mutter hat doch tatsächlich Bratkartoffeln gemacht, denn die isst Klaus besonders gern.

Doch so festlich, wie Mutter es sich ausgedacht hat, wird das Essen leider nicht. Es fängt zwar alles gut an, Vater lobt seinen Jungen und Mutter strahlt, Ruth nimmt ihre spitze Zunge an den Zügel und Großmutter hat wie immer recht, denn sie sagt: »Ich habe euch doch heute Morgen schon gesagt: Es liegt was in der Luft!«

Nur der gefeierte Klaus kommt sich sehr unwohl vor. Verlegen stochert er in seinem Leib- und Magengericht

herum. Nach dem ersten geleerten Teller streikt er schon. Mutter sieht prüfend auf Klaus. Ob er sich vielleicht heute bei der schweren Gartenarbeit übernommen hat? Vielleicht war auch die Hitze zu stark gewesen? Sie sieht sich nur in ihren Vermutungen bestätigt, als Klaus bald darauf sagt: »Ich will doch lieber schon jetzt nach oben gehen.«

Was? Das gibt es doch auf keinem Schiff! Der Klaus will nicht den Krimi sehen? Er geht freiwillig in sein Zimmer und schlafen? Sonst gibt es doch jeden Freitagabend einen kleinen ›Zwergenaufstand‹, so nannte es Vater immer in seiner lustigen Art. Ruth ist sich jetzt ganz sicher. Das nimmt mit Klaus noch ein schlimmes Ende. Hatte sie neulich nicht etwas gelesen vom jugendlichen Irresein? Sieht sein Gesichtsausdruck nicht gequält und verstört aus? Hat er nicht schon einen flackernden Blick? Das muss sie morgen gleich ihren vier Freundinnen erzählen. Natürlich nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, denn es handelt sich ja einmal um engste Familienangelegenheiten. Und außerdem: Wenn der Klaus wieder gesund wird, was sie doch hofft, und hört, dass sein liebes Schwesterlein über ihn geklatscht hat ...

Eine unruhige Nacht

Klaus geht die Treppe nach oben. Jetzt kann er nochmals in aller Ruhe die einzelnen Stufen überprüfen.

Oben wird er dann sein Ergebnis mit den Zahlen auf seinem Zettel vergleichen. Ein Blick auf seinen Zettel beruhigt ihn. Es stimmt. Doch da ist schon wieder ein neuer erschreckender Gedanke: Wie komme ich am besten und am leisesten aus unserem Haus heraus? Vater schließt abends die Haustür immer gut ab und nimmt den Schlüssel mit in das elterliche Schlafzimmer. Dort liegt er auf seinem Nachttisch. An den Schlüssel kann Klaus auf keinen Fall heran. Mutter hat einen so leisen und leichten Schlaf. Vater sagt immer, sie höre das Gras wachsen und vernehme es, wenn die Flöhe des Dackels husten.

Also fallen Haustür und Hausschlüssel schon einmal aus. Aber wie komme ich dann aus dem Haus? Da hat er doch neulich gelesen, Gefangene hätten ihr Bettzeug zerrissen und daraus einen Strick geflochten, an dem sie dann aus dem Fenster in die Freiheit geklettert sind. Ist doch alles kalter Kaffee, denkt Klaus. Ich bin hier in keinem Gefängnis und muss ja nach dem Spuken ganz schnell wieder in mein Bett zurück. Bleibt nur das Toilettenfenster. Da war er früher auch schon durchgeklettert. Doch das war sehr schmal und seit jener Zeit war er selber ganz gewaltig gewachsen, in die Länge und in die Breite. Hoffentlich komme ich da auch noch heute durch.

Klaus packt wieder dieser Zorn, der schlimme Zorn auf sich selber. Wie dumm war er doch gewesen. Hätte er doch nur nicht! In Zukunft wird er klüger sein. Erst wird er sich genau erkundigen, was gespielt wird, und dann erst seine Versprechungen geben. Aber nun steckt er in der Zwangslage drin und muss sehen, wie er, hoffentlich nur

mit einem blauen Auge, noch einmal davonkommt. So, jetzt schnell noch die Turnschuhe griffbereit unter das Bett gestellt. Den Trainingsanzug, den ziehe ich mir am besten gleich an, dann geht alles nachher viel schneller und leiser. Und schnell schlafen muss ich, ganz schnell und fest.

Aber wie stellt man das nur an, wenn ein Friedhof und der Rote Müller einem schwer auf Herz, Seele und Gemüt drücken? Hat nicht Tante Gertrud neulich erzählt, sie wüsste ein hundertprozentiges Mittel gegen Schlaflosigkeit? Man müsse sich nur eine ganz große Schafherde vorstellen und jedes der Schäfchen einzeln zählen. Dann schläft man ganz bestimmt schnell ein. In einen richtigen Tiefschlaf fällt man dann. Klaus fügt noch laut seinen Wunsch hinzu: Hoffentlich schlafe ich auch bis morgen früh um acht Uhr!

Im Zählen kommt Klaus dann ganz groß heraus, doch einschlafen kann er immer noch nicht. Er zählt jetzt schon die fünfte Schafherde und weiß gar nicht mehr genau, sind es nun achttausendachthundertundachtundachtzig Schafe oder hat er sich einmal verzählt? Doch halt, bevor er die sechste Riesenherde aufmarschieren lässt, eine Vorbereitung für das hoffentlich nicht stattfindende Abenteuer hat er doch noch vergessen: die Geister-Stimmen! Hans hat doch gesagt, er müsse das üben. So setzt er sich im Bett auf und fängt damit an. Erst ganz leise, dann aber, alle sonst so geübte Vorsicht außer acht lassend, immer lauter: »OOOOO AAAAA UUUUU IIIII AAAUUU III OOOUUU AAAAA«. Es klingt schon ziemlich echt und fürchterlich durch das Zimmer. Klaus legt alle Sorgen und Ängste in seine Stimme.

Im Wohnzimmer hat die besorgte Mutter keine Ruhe mehr. Zu angegriffen hatte der Junge doch ausgesehen,

als er wegging. Einen Blick muss das sorgende Mutterauge doch noch auf den Schlafenden werfen. Doch gleich beim Schließen der Wohnzimmertür bleibt sie wie angewurzelt stehen. Was ist denn das? Was sind das für Mark und Bein erschütternde Töne? Ihr erster Gedanke: Der Hund! Doch nein, das kann nicht sein. Dann denkt sie an die Katzen. Es ist ja heute Vollmond. Doch der muss ja erst noch aufgehen.

Jetzt weiß sie es. Ihre Ahnungen stimmten also: Klaus! Mit diesem Schreckensruf eilt sie die Treppe nach oben, zum Zimmer von Klaus. In der geöffneten Tür bleibt sie schreckerfüllt stehen. Das Bild, das sich ihrem entsetzten



Auge bietet, ist zu schlimm. Klaus sitzt aufrecht in seinem Bett, hat seinen Trainingsanzug an und verdreht die Augen. Aus seinem Mund kommen fürchterliche Laute.

Hier muss etwas geschehen, hier ist etwas geschehen. Mit zwei großen Schritten steht sie am Bett von Klaus. Der gibt noch so einen schrecklichen Ton von sich und starrt wie geistesabwesend auf seine Mutter.

Seine Zähne schlagen jetzt aufeinander. Es sieht sehr verdächtig nach Schüttelfrost aus. Mutter legt Klaus wieder hin, deckt ihn bis zur Nasenspitze zu und eilt zurück zur Tür. Dort schlägt sie erfolgreich Großalarm. Im Augenblick ist die ganze Familie, natürlich auch der Dackel, am Bett von Klaus versammelt.

»Vater, los, warte nicht erst lange, ruf sofort Doktor Böcking an, der soll kommen, der Klaus hat einen Sonnenstich! Oma, ganz schnell für den Klaus einen Wickel machen – Ruth, wo bleibst du denn mit dem Thermometer? Der Hund steht einem auch immer im Weg herum – mein armer, armer Junge!« Mutter ist in Fahrt! Nur keinen Arzt, denkt Klaus, der sich langsam fasst; der stellt doch sofort fest, dass mir gar nichts fehlt. »Junge, beruhige dich erst einmal«, sagt Vater, »du gehst morgen zur Sicherheit mal nicht in die Schule und dann sehen wir, wie es dir geht. Oder«, dem Vater zuckt im Gedanken an seine eigene Schülerzeit eine Idee durch seinen Kopf, »oder schreibt ihr vielleicht morgen eine schwierige Arbeit?«

»Nein, Vater«, kann Klaus ehrlich antworten und Ruth fügt zu seiner Verteidigung schnell noch hinzu: »Wir haben morgen doch unseren schulfreien Samstag!«

»Vater, was du immer denkst, du hast doch gesehen, dass unser Klaus jetzt ein neues Leben angefangen hat, warum sollte er denn jetzt noch die Schule schwänzen

wollen?« Mutter hält zu ihrem Jungen. »Sollen wir nicht doch lieber den Doktor bitten?« »Nein, bitte nicht«, sagt Klaus, »mir ist schon viel besser.« Auch dabei lügt er nicht. »Ich möchte nur schlafen, nur schlafen.« Auch das ist die reine Wahrheit.

»Also, wisst ihr«, Mutter hat sich wieder beruhigt und sagt das entscheidende Wort, »wir gehen jetzt alle gleich schlafen. Maul nicht schon wieder, Ruth, dir tut etwas mehr Schlaf bestimmt sehr gut. Vater, du regst dich bei den Krimis doch immer zu sehr auf. Großmutter kann ja ihr Nickerchen vor dem Schlafen auch auf ihrem Zimmer halten. Und ich«, hier strahlt Mutter ihren armen Klaus an, »und ich, ich bereite dir unseren Haus-Gesundheitstee, den guten Schafgarbe-Kamillen-Fliedertee, Marke Extra-stark.« Klaus fängt wieder an zu zittern. Diesmal aber aus besonderem Grund: Dieser Haustee der guten Mutter ist in der ganzen Familie berüchtigt und gefürchtet. Mutter wendet ihn mit großer Freude bei allen Wehwehchen der Familie an. Vater sagte neulich: »Da muss ja jeder wieder gesund werden, schon aus großer Angst davor, dass Mutter nochmals dem Kranken einen Topf dieses Tees einflößt.« Und seinem Freund hat er neulich erzählt: »Dieses Gebräu ist für alles und hilft auch gegen alles. Abstehende Ohren legen sich an, stinkende Schweißfüße kommen zu Wohlgeruch und selbst das abgewertete Geld vor der Inflation erhält neuen Wert.« Klaus schaudert es. Im ganzen Haus riecht man schon nach kürzester Zeit die starken Wohl- und Heilgerüche.

Klaus stellt sich zwar schlafend, als seine Mutter kommt, aber diese ist unerbittlich. Heiß muss er genossen werden, der gute Trank, und die Mutter bleibt am Bett stehen, bis der letzte Tropfen von Klaus heruntergeschluckt ist. Dem wird in seinem Trainingsanzug noch viel heißer.

Ein herzhafter Gute-Nacht-Kuss und die besten Genesungswünsche. Klaus ist allein.

Nur gut, dass er seinen Trainingsanzug anbehalten durfte und die Mutter nicht die griffbereiten Turnschuhe und die Taschenlampe unter dem Bett entdeckt hat. Und wirklich, der so heiß getränkte Klaus schläft jetzt ein.

Da hat doch eben die Uhr im alten Kirchturm geschlagen? Wie hell es doch im Zimmer ist. Natürlich, wir haben ja Vollmond! Nun aber ganz schnell raus aus den Federn! Hoffentlich wartet der Hans nicht schon zu lange. Es heißt, sich beeilen! Die Uhr? Die lass ich im Schrank, dann verliere ich sie auch nicht. Ob die Tür auch nicht knarrt? Lauschend steht er im Flur. Seine Turnschuhe hat er in der Hand und schleicht sich Stufe um Stufe hinunter. Leise, zentimeterweise öffnet er die Tür zur Toilette. Einen Klimmzug am Fenster. Jetzt steckt er dazwischen. Doch – sein Hinterteil ist zu dick geworden. Es ist schon über fünf Jahre her, seit er hier zum letzten Mal durchgeklettert ist. Klaus hängt fest. Er versucht sich weiterzuschieben. Da, o großer Schreck, da ist doch jemand! Draußen vor dem Haus ist der Rote Müller aufgetaucht. Der lacht ihn höhnisch aus und sagt: »So Bürschchen, jetzt aber geht's dir schlecht!« und packt ihn an seinen Armen. »Du wolltest mich auslachen? Mich erschrecken? Ich werde es dir geben! Deinen Freund, den sauberen Hans, den habe ich mir schon vorgenommen. Komm nur her!« Und er packt Klaus bei den Haaren. O, das hat weh getan! Wie wird er morgen aussehen? Was werden Vater und Mutter sagen und was soll er ihnen sagen? Aber, er kann nicht weg. Er hängt fest und da sind jetzt auch Schritte im Haus. Vater kommt! Der packt Klaus an seinen Beinen und der Rote Müller zieht von draußen an den Armen.

Auch Großmutter muss von diesem Lärm aufgewacht

sein. Deutlich hört Klaus ihre Stimme: »Ich habe es euch ja gleich gesagt, es liegt was in der Luft!«

Jetzt kommt Klaus frei. Es hat einen ordentlichen Schlag gegeben. Ganz benommen blickt Klaus um sich. Er liegt vor seinem Bett. Das alles, was er eben erlebt hat, war also nur ein Angsttraum. Aber der Schmerz in seinem Gesicht? Klaus greift hin und stellt erstaunt fest, dass er dort wirklich blutet. Tiefe Kratzer hat er in seinem Gesicht. Klaus ist nun hellwach. Beinahe hätte er laut losgelacht. Da sitzt doch tatsächlich der große Kater des Nachbarn auf seinem Tisch und faucht zu Klaus herunter. Der muss durch das offene Fenster vom Dach hereingekommen sein. Im Traum muss Klaus nach ihm gegriffen haben und dann hat der Kater seine scharfen Krallen gezeigt. Mit einem eleganten Satz ist das Tier wieder aus dem Fenster hinaus.

Klaus will in sein Bett steigen, aus dem er gefallen ist. Da hört er ein Röcheln und Krächzen von draußen. Nur keine Angst, das ist ja nur unsere alte Turmuhr, die zum Schläge ausholt. Klaus wartet vor seinem Bett und zählt mit: eins – zwei – drei ... Tatsächlich, es ist zwölf Uhr. Also hat er leider doch nicht verschlafen. Die ihn so bedrückende Angst, die Katzen und der Vollmond hatten ihn noch rechtzeitig geweckt. Jetzt, Schicksal nimmt deinen Lauf!

Es ist soweit

Diesmal nimmt Klaus die Turnschuhe wirklich in die Hand. Noch einen Blick auf den Zettel mit den knarrenden Stufen. Beinahe hätte er noch seine Gespensteruniform, sein Bettlaken, vergessen. Es wird unter den Arm geklemmt, bis es gebraucht wird. Beim Abstieg auf der Treppe ist Klaus völlig lautlos. Kein Indianerhäuptling hätte es besser gekonnt.

Was mache ich nur mit meinem Ausstieg? Schließe ich die Tür von dem gewissen Örtchen von innen ab und jemand von der Familie hat heute noch ein dringendes Bedürfnis, dann schlägt dieser in seiner großen Not Alarm und es fällt auf, dass ich nicht im Haus bin. Vater wird mir dann sicher handgreiflich klarmachen, dass sich das nicht gehört und er es auch nicht wünscht. Also muss die Tür unverschlossen bleiben. Und das Fenster? Das darf nicht offen bleiben. Denn jeder Besucher der Lokalitäten würde es sofort verriegeln mit dem Gedanken, ein anderer habe das versäumt. Nicht auszudenken, er stünde den Rest dieser unheimlichen Nacht vor dem verriegelten Fenster und erst der Vater würde ihn dann, wenn er zur Arbeit fuhr, in das Haus einlassen. Das beste ist, ich versuche, so gut es geht, das Fenster von draußen wieder anzulehnen.

Vor dem Ausstieg zögert Klaus noch einen Augenblick. Letzte Möglichkeit hierzubleiben. Ist jetzt alles endgültig und richtig vorbereitet? Was fehlt noch und kann zur vorzeitigen Entdeckung führen?

Na klar, an eines hat er noch nicht gedacht: Wenn die liebe Mutter aus Sorge um den so plötzlich erkrankten Jungen vorzeitig wach wird, was wird sie dann tun? Sie wird nach ihrem Klaus sehen, wie dieser schläft, wie es

ihm geht. Dann wird sie einen entsetzlichen Schrei ausstoßen: »Das Bett ist leer! Der Klaus ist verschwunden!«

Doch halt: Sie wird bestimmt nicht das Licht im Zimmer anmachen. Sie will ihn ja nicht aufwecken, nicht im Genesungsschlaf stören. Sie wird also von der Tür her zum Bett sehen, ob alles in Ordnung ist.

Darum muss ich meine Bettdecke so legen, dass Mutter bei einem solchen flüchtigen Kontrollblick nichts entdecken kann. Ich muss – ja das werden wir gleich haben. Leise schleicht sich Klaus zum Besenschrank. Da hat doch Mutter, wie von ihm bestellt, einen neuen Harbesen gekauft. Den nimmt er mit und wagt damit den Aufstieg über die Treppe. Wieder schafft es Klaus ohne ein verräterisches Geräusch.

In seinem Zimmer angekommen packt er alle seine ausgezogenen Sachen und ein Stuhlkissen mit dem Besen so in sein Bett, dass ein oberflächlicher Beobachter nur sehen kann, dass da unter der Decke eine Gestalt liegt. Dann legt er die Zudecke so über den Besen, dass man nur noch die Haare, den vermeintlichen Haarschopf des gedachten Schläfers, sehen kann. Sehr befriedigt und auch beruhigt sieht Klaus auf sein vollendetes Werk. Jetzt hat er alles getan, was in seinen Möglichkeiten liegt. Auch sein erneuter Abstieg gelingt gut.

In der Toilette hat er seine Turnschuhe stehen lassen, die zieht er jetzt schnell an. Leicht schlüpft er durch die Fensteröffnung. Wozu hat er sich nur selbst davor so viel Angst gemacht? Klaus steht nun im Garten. Schnell noch den Hackklotz herbeigeschafft, unter das bewusste Fenster gestellt und das Fenster angezogen.

Als Klaus vom Hackklotz herunterspringt, springt ihn auch die Kühle der Nacht an. Gleichzeitig packen wieder



die Angst und das Grauen vor dem Friedhof nach ihm. Vorhin im sicheren Haus, bei all seinen letzten Planungen und Vorbereitungen, bei all dem Schleichen und Lauern, da hat er kaum noch daran gedacht, sicher hat er auch nicht daran denken wollen.

Jetzt ist es anders. Nun wird die Geschichte ernst. Alles andere, die Vorbereitungen waren dagegen nur ein Kinderspiel. Soll er nicht doch wieder zurück in sein warmes Bett? Noch kann er sagen, er habe verschlafen. Kann er das noch? Nein, denn das wäre eine glatte Lüge und Gemeinheit. Der Hans verlässt sich doch auf ihn. Sicher wartet der schon lange Zeit auf seinen Freund. Aber viel-

leicht ist dem Hans auch so unheimlich zumute? Vielleicht ändert Hans auf sein Zureden hin seinen Plan?

Der Hans erwartet ihn bestimmt auf dem Friedhof. Doch an den Friedhof will er jetzt noch nicht denken. Sonst kommt gleich wieder das große Kniebibbern über ihn.

Er zittert jetzt echt. Klar, das kommt nur von der Kälte. Dass es im Sommer so kühle Nächte gibt!

Scheu sieht sich Klaus nun um. Auf der einen Seite ist er sehr froh, dass der Vollmond sein mildes Licht über Haus und Garten, Dorf und Felder leuchten lässt. Auf der anderen Seite muss er feststellen, dass es für einen nächtlichen, geheimen Gang durch das Dorf verräterisch hell ist. Man sieht zwar selber gut, wird aber ebenso gut gesehen. Noch wagt sich Klaus nicht vom elterlichen Haus weg. Erst muss er sich an die nächtlich veränderten Umrisse von Bäumen und Häusern, Sträuchern und Scheunen gewöhnen. Da, an der Ecke der Hecke, lauert da nicht eine Gestalt? Vielleicht ist es doch schon der Rote Müller und mein Traum war so eine Art Warntraum? Vielleicht hat sich Hans nicht genügend vorgesehen, einem falschen Freund von der Rache der Kletten erzählt und die ganze Geschichte ist bekannt geworden? Ob der Müller den beiden Freunden einzeln auflauert? Nein! Dem Klaus fällt ein zentnerschwerer Stein vom Herzen, fast meint er ihn richtig plumpsen zu hören. Es ist doch nur der Schatten eines Lebensbaumes gewesen. Die leisen Schritte – die seltsamen Töne – ach, unsere Dorfkatten und Kater haben immer noch nicht zur Ruhe gefunden.

Klaus wirft noch einen Blick zum Schlafzimmer der Eltern nach oben. Dort ist alles dunkel, aus dem Fenster tönt das gewaltige Schnarchen des Vaters. Eigentlich wäre Klaus gar nicht böse, wenn Mutter oben am Fenster energisch ihren Jungen zurückwinken würde. Aber hinter der Gar-

dine regt sich nichts. Viel lieber wäre ihm eine Gardinenpredigt der Mutter als das ungewisse und ungeheuerliche Abenteuer auf dem Friedhof. Aber, spinnt Klaus seine Gedanken fort, wenn man mal ein ernstes Wort der Eltern braucht, dann sagen sie nichts. Alles schläft den Schlaf der Gerechten.

So gibt sich Klaus einen inneren Ruck, stößt sich von der Hauswand ab und verlässt den noch sicheren und vertrauten Garten. Durch den Geheimgang in der dichten Hecke kommt Klaus auf die Dorfstraße.

Hier ist alles still und verlassen. Bei ihrem Nachbarn, dem Bauern Köhler, hört er ganz deutlich das Vieh im Stall. Überhaupt, das stellt er fest, wie er jetzt furchtsam um sich blickend im Schatten der Häuser und Scheunen die Dorfstraße entlangschleicht, man hört so viele Geräusche, die man sonst nicht bemerkt.

Da, leises Rascheln und Piepsen, das sind Mäuse, die nutzen wohl auch die kostenlose, himmlische Straßenbeleuchtung aus, um ihre Verwandtenbesuche durchzuführen.

Klaus lächelt, langsam macht ihm die Sache doch noch Spaß. Die Straßenbeleuchtung ist zum großen Teil abgestellt oder brennt viel schwächer als am Abend. Nur in ganz wenigen Fenstern sieht man noch Lichtschein.

Warum mögen diese Leute nicht schlafen? Ob sie krank sind? Kummer und Sorgen haben?

Nun, er, der Klaus, sorgt sich jetzt darum, von niemand gesehen und erkannt den Friedhof zu erreichen. Was sollte er auch demjenigen sagen, der ihn zu dieser Stunde auf der Straße antreffen würde? Und was erst der Mutter am nächsten Tag? Neulich hat er einen Bericht gelesen von Leuten, die bei Vollmond aufstehen müssen und durch die Gegend

laufen. Am folgenden Tag würden sie dann nichts mehr von ihren nächtlichen Wanderungen wissen. Ja, auf Dächern und Balkons seien diese Mondsüchtigen unterwegs ohne abzustürzen, solange sie niemand anruft oder stört.

Wäre er noch im Garten, dann könnte er ja so einen Mondsüchtigen spielen. Hier auf der Dorfstraße nimmt mir das niemand ab.

Ob er sich gar sein Bettlaken jetzt schon umhängen sollte? Dann hätte fast jeder im Dorf Angst vor ihm und suchte fluchtartig das Weite.

Nein, das darf ich nicht. Vielleicht steht irgendein älterer Dorfbewohner, der nicht einschlafen kann, am Fenster. Sieht der das Gespenst umgehen, dann kann das leicht zum Herzinfarkt führen. Zumindest wird er die Polizei oder den Herrn Pfarrer anrufen.

Als Klaus an der Kirche vorbeigehen will, hört er gegenüber aus den hellbeleuchteten Fenstern, die nicht ganz geschlossen sind, lautes Reden, Lachen und Singen. Im »Blauen Ochsen« ist noch Hochbetrieb.

Ob der Rote Müller noch dazwischen sitzt? Ob er heute Abend überhaupt im Gasthaus ist? Vielleicht hat er gar kein Stück Vieh mehr, das er vertrinken kann? Einmal hat ja alles ein Ende.

Wenn Klaus jetzt einen Blick hinter die Vorhänge werfen könnte! Viele Fragen wären mit einem Schlag beantwortet. Die beleuchteten Fenster ziehen ihn richtig an. Wieder muss sich Klaus einen innerlichen Befehl geben, bis er weiterschleicht.

Dann schlägt die Turmuhr dreimal. Noch eine Viertelstunde bis ein Uhr. Jetzt aber nichts wie weg von der Dorfstraße, hin zum Friedhof! Auf der kleinen Anhöhe über dem Dorf liegt dieser in wahrer Friedhofsruhe.

Gespenster steigen aus dem Grab

Kreischend, trotz aller Vorsicht beim Öffnen, geht das Tor auf. Klaus denkt an Vater, das beruhigt ihn im Augenblick. Der würde jetzt sagen: »Ein Tropfen Öl tut Wunder.«

Der Hauptweg des Friedhofs führt zur Kapelle. Gegenüber ist noch ein kleines Tor, dort geht ein schmaler Abkürzungsweg in das kleine Tal, in dem die Mühle liegt. Der Rote Müller nimmt immer diesen Abkürzungsweg. Das weiß der Hans genau. Darauf baut ja sein Racheplan.

Der Hans, ja, wo mag der wohl stecken? Ganz bestimmt ist er schon hier und wird hinter der Kapelle auf ihn warten. Obwohl Klaus nicht fest auftritt, knirscht der Kies des Weges laut unter seinen Schritten.

»Hans, wo bist du denn? Gib doch Antwort, ich bin's, der Klaus«, so ruft er leise, fast flüsternd, in die Nacht. Doch Klaus erhält keine Antwort. Nur ein paar Bäume knarren im Wind. Dort die Erhöhung, der kleine Hügel, was ist das? Nur keine Angst, alter Junge, spricht sich Klaus selber Mut zu. Das ist doch nur Erde von dem Grab für die Schulzen-Mutter, die morgen hier beerdigt werden soll.

Nur gut, dass er das Ereignis ganz vergessen hat. Der Weg zum Friedhof und das Halten des Ehrenwortes wären ihm sonst noch viel schwerer geworden.

Übrigens ist es nur gut, dass auf dem Weg Kies liegt. Es hat ja bis vorgestern tagelang Bindfäden geregnet, der Lehmboden des Friedhofsgeländes hätte den Weg in eine Rutschbahn verwandelt.

Wieder werden für Klaus Minuten zu Stunden. Warum kommt denn eigentlich der Hans nicht? Er hätte doch zuerst hier sein müssen. Es war doch seine ganz persönliche große Rache! Und wenn Hans nun verschläft? Es

kann ja auch sein, dass seine Eltern ihn beim Verlassen des Hauses erwischt haben.

Was soll Klaus dann mit dem Roten Müller anstellen? Am besten gar nichts! Ich bleibe dann hier hinter der Kapelle stehen, drücke mich an den Geräteschuppen und keiner wird mich sehen und erkennen.

Aber, da hat doch eben jemand gerufen? Das kam von unten aus dem Dorf, beruhigt er seine gereizten Nerven. Wieder dieser Ruf, nein, das kam nicht aus dem Dorf!

Das kam doch, dem Klaus lief ein Schaudern über seinen Rücken, das kam doch aus der Richtung des offenen Grabes. Klaus starrt mit schreckgefüllten Blicken in diese Richtung.

Hatte man nicht von der Schulzen-Mutter so allerlei unter den Dorfbewohnern gemunkelt? Jetzt wieder dieser Schrei, dieser Ruf: »QUUUITTT QUUUITTT! Komm mit! Komm mit!« Nein, ich haue ab. Klaus will den Weg zurücklaufen, doch das geht nicht, denn dann müsste er am Grab vorbei. Soll er in der Mühle Schutz suchen?

Wieder klingt es schauerlich durch die Nacht.

Aber nun lässt sich Klaus nicht mehr ins Bockshorn jagen. Das war ja nur ein Käuzchen! Sicher hat der Kauz ihn bemerkt und vor ihm Angst bekommen. Klaus ist wieder völlig gefasst. Doch jetzt: Hört er da nicht Schritte? Klaus sieht angestrengt zum Tor. Nein, es ist nichts. Merkllich kühl ist es hier auf der Höhe. Klaus legt sich sein Bettlaken um. Das wärmt etwas und es ist besser, in solch einer Nacht beide Hände freizuhaben. Hans muss ja jeden Augenblick kommen. Viel Zeit haben sie dann nicht mehr. Langes Besprechen ist nicht mehr möglich. Da muss schnell gehandelt werden.

Klaus hat keine Angst mehr. Vor wem sollte sich auch ein Gespenst – und das ist er doch jetzt – fürchten?

Gleich wird die Turmuhr eins schlagen, dann kommt sicher der Müller. Wo bleibt nur der sonst immer so pünktliche Hans? Da! Am Tor Schritte! Die Pforte kreischt noch lauter als vorhin. Endlich! Klaus erkennt ihn sofort, es ist Hans. Klaus tritt aus der Deckung der Friedhofs-kapelle heraus auf den Hauptweg und ruft mit gedämpfter Stimme: »Hans! Hans!« Gleichzeitig macht er mit beiden Armen winkende Bewegungen. Die sich vorsichtig nähernde Gestalt auf dem Weg bleibt beim Anblick des gespenstischen Wesens wie zur Salzsäule erstarrt stehen. Steht und starrt und steht. Das wird Klaus zu dumm. Sie haben doch keine Zeit mehr! Jetzt hat er für Hans alle erdenkbaren Ängste und Gefahren ausgestanden. Er hat hier einsam und allein gewartet, gewartet und nochmals gewartet – und nun von Hans kein Freundeszeichen!

Winkend und auf den Zehenspitzen, um keinen unnötigen Lärm zu machen, eilt, fast könnte man sagen, schwebt Klaus auf Hans zu. Mit einem Aufschrei löst sich bei Hans die Erstarrung. Vor der sich ihm nähernden Gestalt springt er zur Seite. Doch dieser Sprung ist für ihn keine Rettung, sondern wird ihm zum Verhängnis.

Hans springt auf den frisch ausgehobenen Lehmberg des Grabes, rutscht weg, versucht noch einmal Halt zu finden und fällt in das offene Grab.

Ein Doppelschrei schallt durch die Nacht.

Dann eilt Klaus seinem abgestürzten Freund zur Hilfe. Vorsichtig, äußerst vorsichtig, um auf dem glitschigen Lehm nicht auch noch abzurutschen, beugt sich Klaus in das Grab. Hans kauert ängstlich, sein Bettlaken unter dem Arm gepresst, in der entlegensten Ecke.

Kaum sieht er die weiße Gestalt über sich, da fängt er schon an zu betteln und zu flehen: »Schulzen-Mutter, es



stimmt wirklich, ich sage die Wahrheit, ich war nur ein einziges Mal in deinem Kirschbaum gewesen und ich werde es auch nie, nie ... Klaus, das bist ja du! Warum hast du gemeiner Kerl mich so erschreckt? Ich dachte schon ...« So ein Gespenst, was das alles erlebt und erfährt in einer Nacht!

»Klaus, du musst mir helfen, ich muss hier ganz schnell heraus! Wie sollen wir das nur anfangen? Wir müssen uns sehr beeilen, jeden Moment kann der Rote Müller doch kommen.«

»Versuche doch hochzuklettern, ich nehme dich dann hier oben in Empfang.«

Aber in dem glitschigen Lehm Boden hat Klaus keinen Erfolg. Nur sein Bettlaken nimmt langsam die Farbe des Lehmes an.

»Es geht nicht«, keucht Hans aus dem Grab. »Klaus, komm, spring auch hier herunter. Wir bauen dann eine Rauberleiter und ich klettere über deinen Rücken nach oben.« »Du spinnst wohl, Hans! Du redest ja schon völlig durcheinander. Wenn ich das mache, dann bist du zwar draußen, ich aber bin unten.«

»Einfach, dann springe ich zu dir herunter und du steigst über mich wieder herauf.« »Hans, wie lange wollen wir dieses Spiel denn spielen? Bis die Beerdigung der Schulzen-Mutter beginnt?« »Dann laufe doch schnell zu dem Gerateschuppen und hole von dort eine Leiter herbei.«

Diese Idee ist nicht schlecht. Und so eilt Klaus mit wehendem Gespenster-Umhang zum Schuppen. Aber der Friedhofsgartner ist ein ordentlicher Mann, bei dem bleibt keine Tür unverschlossen. Schnell rennt Klaus zu dem im Grab vor sich hinbibbernden Hans zurück.

»War umsonst, Hans, es ist alles verschlossen und verriegelt! Aber ich habe noch einen Einfall, der müsste sich verwirklichen lassen. Pass auf, ich versuche hier oben Halt zu finden und strecke dir beide Arme nach unten. Du packst sie und versuchst mit den Füßen nach oben zu gelangen.«

Gesagt, getan. Die Sache scheint zu gelingen.

Nur, an den Roten Mller haben die Kletten bei diesen schwierigen Bergungsarbeiten nicht mehr gedacht. Dabei ist er schon von ferne her zu hören. Der Rote Mller

singt, sehr laut und falsch. Gelegentliche volltönende Rülpsen begleiten den Gesang. Er singt von dem kalten Westerwald, in dem der gute Mond so stille geht. Es ist ein neues Lied. Ein Lied vom Roten Müller aus dem Blauen Ochsen.

Der Rote Müller hält sich am Friedhofstor fest. Beim Öffnen verliert er natürlich diesen Halt und wäre beinahe hingestürzt. Gerade als mit schrillum Empörungsschrei das Tor aufgegangen ist, hat Hans auf Händen und Knien wieder den sicheren Friedhofsweg erreicht. Dem Roten Müller zeigt sich ein furchtbares Gespensterbild: Aus einem frisch geschaukelten Grab steigt eine Gestalt, in weiße Laken gehüllt, richtet sich auf und zeigt mit ausgestrecktem Arm auf ihn. Plötzlich gar werden aus der einen Gestalt zwei. Der Rote Müller kann nicht mehr singen. Seine Kinnlade fällt nach unten. Sein Mund steht offen, dass man alle seine Goldzähne zählen könnte. Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Der Rausch ist von der Angst vertrieben.

Klaus war beim Kreischen des Tores herumgefahren. Nur gut, dass Hans schon Halt gefunden hatte, sonst wäre er wieder in die Grube gefallen. Er blickt wie versteinert auf den Müller. Kein Wort bringt er heraus, an keinen der geübten Töne denkt Klaus. Hans, der endlich zwischen den Beinen von Klaus kniet, scheint die neue Gefahr noch gar nicht recht bemerkt zu haben. Da fährt der Arm von Klaus nach vorn und zeigt auf den erstarrten Müller. Auch Hans ist vor Schrecken sprach- und tatenlos. So sehen sich die drei einen langen Augenblick entgeistert an.

Dann ein Schrei! Schaurig hallt es über den Friedhof und das Echo im Wald wirft ihn verstärkt zurück. Alle drei haben wie aus einem Mund geschrien. Jetzt kommt Bewegung in die vor Schreck Gelähmten. Sie rasen aufeinander los. Der Müller, die Jungen, alle haben nur noch

einen Wunsch: Nach Hause! Nur, die Richtungen der Fluchtwege treffen sich und führen zu einem Zusammenstoß. Beinahe hätte der Rote Müller den armen Klaus noch in Grund und Boden gestampft. Als der sich wieder vom Sturz erhebt, ist von Hans und dem Müller nichts mehr zu sehen.

Unter Einsatz seiner letzten Willenskraft – seine Zähne scheinen so zu klappern, dass er meint, alle friedlich schlafenden Bewohner des Dorfes müssten doch eigentlich davon aufwachen – schafft Klaus es doch noch ungeschrien wieder in sein Elternhaus, sein Zimmer und sein Bett zu kommen.

Wie Hans und sein Widersacher, der Rote Müller, nach Hause gekommen sind? Nun, sicher auch mit Zittern, Angst und Schrecken.

In dieser Nacht werden im Dorf an drei verschiedenen Stellen drei verschiedene Versprechen abgegeben.

Der Rote Müller: »Nie wieder sehen mich die Freunde im ›Blauen Ochsen‹! Nie wieder kommt ein Tropfen Alkohol über meine Lippen. Und wenn ich verdursten und verbrennen sollte! Die Schulzen-Mutter hat mich mit in ihr Grab holen wollen. – Nein, das war diesmal keine Einbildung im Rausch. Ganz deutlich habe ich die Schulzen-Mutter gleich zweimal als Gespenst gesehen. Wer als Betrunkener etwas doppelt sieht, hat damit den Beweis auf der Hand, dass es in Wirklichkeit ein Gespenst ist. Ein Gespenst, das mich mit in sein Grab nehmen wollte!«

Hans, der Rächer seiner Ehre und Unschuld gelobt: »Nie wieder will ich mich selber rächen oder andere in Schrecken und Angst versetzen! Nie wieder will ich meinen Freund durch ein abgepresstes Ehrenwort unter

Druck setzen und zwingen, mir bei solchen Dingen mitzuhelfen, vor denen ich allein viel zu große Angst hätte. Und nie wieder will ich alten Leuten, die nicht so schnell laufen können wie ich, Frühkirschen vom Baum holen!«

Klaus, der so seltsam veränderte Sohn und Bruder: »Nie wieder will ich zu Hause solch ein falsches Spiel, solch ein Theater spielen! – Jetzt will ich alles dransetzen, dass Eltern und Schwester spüren, dass mit mir wirklich etwas Neues angefangen hat. Nie wieder gebe ich so schnell und unüberlegt, so unwissend und prahlerisch mein Ehrenwort!«

Die Jungschar und das große Zelt

Nun fragt ihr euch sicher alle, woher ich wohl diese Geschichte von Hans und Klaus und dem Roten Müller weiß?

Nun, ein Jungscharleiter im Dorf erfährt halt sehr vieles. Ja, ich stelle mir jetzt einige erstaunte Gesichter vor. Sind denn tatsächlich und wirklich und wahrhaftig der Hans und der Klaus in der Jungschar gewesen? Können denn solche Kerle echte Jungscharler sein? Jungscharler, die jede Woche in fröhlicher Gemeinschaft singen und spielen, spannende Geschichten hören und aus dem Worte Gottes Kraft für die Woche mitnehmen?

Tatsächlich: Der Hans und der Klaus waren rechtschaffene Jungscharler. Keine Jungscharstunde verging, ohne dass sie beide dabei waren. Keine Aktion – ob für Behinderte oder für Einsame – lief ohne die Einfälle und Ideen der beiden Freunde ab.

Auf sie konnte sich der Jungscharleiter verlassen. Auch ihr Taschengeld und die sauer dazu erarbeiteten Markstücke waren sie bereit für die Sache der Jungschar herzugeben.

Oft trieben sie ihren »Großen Häuptling« fast zur Verzweiflung mit ihren Fragen und Einfällen, ihrem Mut und ihren überschäumenden Kräften. Wenn die Kletten aber in ihren grünen Fahrtenhemden vor ihm in der Jungschar saßen und ihn fröhlich-frech anstrahlten, wie sollte er dann seinen zwei eifrigsten Unterhäuptlingen auf die Dauer zürnen können?

Klaus und Hans, die Kletten, sahen sich erst am Nachmittag, der dem Friedhofsspuk folgte, bei der Jungscharstunde wieder. Schweigend drückten sie sich die Hand, sahen sich an und sagten, ganz im Gegensatz zu ihren sonstigen Begrüßungszeremonien, kein Wort zueinander.

Beide waren sichtlich froh, den anderen unbeschadet vom nächtlichen, schrecklichen Abenteuer wiederzusehen.

Als während der Jungscharstunde dann der Rote Müller mit seinem Traktor am Fenster des Gemeindehauses vorbeirrte, entfuhr beiden fast gleichzeitig ein halblautes »Gott sei Dank«. Auch der hatte die Nacht heil überstanden.

Doch eben hatte ihr Jungscharleiter gesagt: »Leute, es liegt etwas in der Luft!« – Das Wort kannten sie doch noch von gestern? – »Wir bekommen in acht Wochen in unser Dorf das Zelt. Das heißt für uns alle Einladen zur Evangelisation! Einsatz, Mitarbeit! Für die Unterhüptlinge zusätzlich: Ihr könnt euch bei der Nachtwache für das große Zelt beteiligen. Aber natürlich nur freiwillig. Mit euren Eltern rede ich dann noch.«

Selbstverständlich waren Hans und Klaus mit bei denen, die Wache halten wollten, und selbstverständlich war es auch, dass sie zusammen wachen wollten.

Jetzt hatten die Jungscharler wieder einmal eine große Aufgabe und ein Ziel. Die Wochen und Tage bis zu dem Eintreffen des Zeltes, dem Beginn der Zeltmission, vergingen wie im Flug. Schnell war es soweit. Die Einladungen waren verteilt die Lieder geübt. Unter tatkräftiger Hilfe der Jungscharler stand das große Zelt, waren Bänke und Stühle aufgestellt.

Natürlich fieberten Hans und Klaus auf ihre Nachtwache. Das war doch etwas anderes als ihr nächtliches Friedhofsunternehmen.

Die Evangelisationsvorträge brachten das ganze Dorf und auch die Nachbargemeinden in Bewegung. Jeden Abend füllte sich das Zelt mehr. Stühle mussten geschleppt wer-

den, die Vorträge wurden nach draußen mit Lautsprechern übertragen.

Es gab kein Haus mehr im Dorf, aus dem nicht jemand kam. Halt! Ein Haus gab es: die alte Mühle.

Der Rote Müller kam nicht und seine Leute durften nicht kommen. Zwar hatte er den »Blauen Ochsen« nicht mehr seit jener Nacht betreten, wenn auch seine alten Trink- und Spielkumpane ihn immer wieder einluden und schließlich anfangen ihn zu hänseln. Aber mit den Frommen, da wollte der Rote Müller nichts zu tun haben. Er sei doch ein anständiger Mensch und habe noch nie jemand umgebracht! Was solle er also dort, wo so viele säßen, die nun wirklich schlechte Menschen wären?

War nicht in der Familie eines dieser Kirchgänger dauernd Streit? Hatten die anderen nicht einen Betrug beim Landverkauf versucht? Wie wurde der alte Großvater in der dritten Familie behandelt? War das nicht ein Skandal?

Wenn er, der Rote Müller, am Totensonntag in die Kirche ging, dann reichte das doch. Oder? Und außerdem: Die in dem Zelt reden einen ja doch nur dumm und dusselig! Nein, da bekommt mich keiner lebendig hinein! Eigentlich müsste so eine Propaganda überhaupt verboten werden.

So und ähnlich konnte man den Roten Müller immer wieder hören, wenn er im Dorf mit jemand ins Gespräch kam. Auf Einwände hörte er einfach nicht. Ärgerlich wandte er sich dann ab und sagte nur noch: »Dir haben sie halt auch den Kopf verdreht, die Frommen!«

So kam der siebente Abend der Evangelisation heran. Es war wieder so ein schwüler, warmer Nachmittag gewesen. Auch am Abend wehte kein kühlendes Lüftchen. Als Klaus zum Ansingen in das Vereinshaus ging, sagte seine Großmutter wieder einmal: »Es liegt was in der Luft.«

Der Abend war eine ganz große Sache gewesen. Die fröhlichen, frischen Bekenntnislieder der Jungschar hatten nicht nur die Ohren, sondern auch die Herzen vieler Zuhörer erreicht. Die Jungen meinten richtig zu spüren, wie das Glaubenszeugnis ihres Jungscharleiters abgenommen wurde. Die Ansprache des Evangelisten hatte die Einladung zur Vergebung und zur freudigen Nachfolge Jesu zum Inhalt.

Viele Zeltbesucher blieben noch zu einem Nachgespräch zurück. Dietrich, der Jungscharleiter, versammelte vor dem Evangelisationszelt seine Unterhüuptlinge. Es ging um die Einteilung der Wachen und eine nochmalige Besprechung der Aufgaben.

In weiter Ferne war Wetterleuchten zu sehen. »Es liegt was in der Luft! Hoffentlich bekommen wir heute Nacht nicht noch ein Gewitter!« Hans stieß die andere Klette in die Seite: »Hörst du, der Dietrich redet schon wie deine Großmutter!«

»Hallo, ihr Kletten, nun hört doch einmal mit euren Privatgesprächen auf und mir zu, sonst wisst ihr dann wieder nicht, was ich eben erklärt habe! Die erste Wache von 9.30 Uhr bis 11.30 Uhr haben der Hartmut, unser Jungscharhelfer, der Johannes, der Klaus und der Jochen. Die zweite Wache übernehmen die Kletten mit mir und dem Eberhard. Die dritte Wache hat dann der Wolfgang mit zwei seiner Jungenschaftshelfer, die vierte Wache ebenso die Jungenschaft. So, jetzt zieht die erste Wache auf. Wir von der zweiten treffen uns hier am Eingang zehn Minuten vor Wachbeginn. Esst vorher gut Abendbrot, sonst hören wir vor lauter Magenknurren nichts auf der Wache! Bis gleich!«

Das mit dem guten Abendessen, dem zweiten versteht sich, ließen sich die Kletten und der Eberhard nicht zwei-

mal sagen. Diesen Befehl ihres Jungscharleiters wollten sie willig und gehorsam sofort und auch sehr gründlich ausführen.

Als kurz nach elf Uhr die Kletten und Eberhard wieder zum Zelt gingen, hatte sich immer noch nicht viel an der Wetterlage geändert. Es war stickig und schwül. Viele Fenster im Dorf standen offen, die Leute hofften auf ein kühlendes Lüftchen.

Doch dieses ließ auf sich warten. Nur das Wetterleuchten dort im Osten war jetzt viel stärker geworden. Man hörte ein leises Rumpeln und Grollen. Irgendwo ging ein Gewitter nieder.

»Hörst du, Hans, es liegt was in der Luft!« »Ach, Klaus, wenn es doch was gäbe! Mein Vater sagt immer: Ein Gewitter reinigt die Luft.« »Das sagt meiner auch, nur der Nachteil ist, bei mir schlägt es dann so oft auch ein!«

Beide mussten lachen und trafen so in fröhlicher Stimmung auf Dietrich und Eberhard, die schon im Zelteingang auf sie warteten und die Kletten begrüßten.

Die erste Wache hatte außer einer Begegnung mit zwei Katzen und einem Hund nichts erlebt. Sie war froh jetzt das Bett aufsuchen zu können, Mit dem alten Jungschargruß: »Mit Jesus Christus: Mutig voran!« übergaben sie ihre Wache.

Dietrich wollte, dass sie zu zweit Streife um das Zelt gingen. Natürlich wollten sich die Kletten nicht trennen. So ergab sich die Wachaufteilung von selbst. Bis auf das immer lauter werdende Gewittergrollen blieb das Rundengehen der Wache ohne weitere Vorkommnisse.

Wer hätte das dem Roten Müller zugetraut

Immer wenn die Jungen sich trafen, blieben sie eine kurze Zeit beieinander stehen und unterhielten sich über die Schule, die Jungschar und die Abende der Evangelisation.

So verging die Zeit sehr schnell. Schon war die erste Stunde der Wache vergangen. Nun hatten sie Halbzeit. Keinem war aufgefallen, dass Eberhard so schweigsam neben Dietrich herging.

Das Gewitter zu beobachten war immer spannender geworden. Es zog sich unheimlich und bedrohlich über Tal und Dorf zusammen. Es zuckte und grollte jetzt schon fast von allen Seiten.

Eberhard war immer langsamer gegangen. Plötzlich sagte er zu Dietrich: »Ich muss brechen!« Er raste zur Seite und schon ging es los. Dietrich blieb stehen und wartete besorgt auf Eberhard.

»Wie geht es dir jetzt? Ist dein Magen nun leer? Geht es dir besser?« Leise würgte Eberhard ein Ja heraus. Dietrich war es natürlich sofort klar, dass Eberhard in falschem Stolz nur nicht zugeben wollte, wie es wirklich mit ihm stand. »Nein, Eberhard«, entschied er, »du gehörst nach Hause in dein Bett.« Er ergriff Eberhard am Arm.

»Los, keine Widerrede! Ich bringe dich schnell nach Hause. Hallo, ihr Kletten, ihr habt die Wache jetzt allein. Ich komme aber gleich wieder zurück! Bestimmt noch vor dem Gewitter!«

Dietrich und Eberhard gingen langsam zum Dorf. Ja, das Gewitter. Wolkenfetzen jagten an dem hellen Mond vorbei. In der Ferne war das Heulen des Sturmes zu hören. Das war kein Säuseln mehr! Das war kein Leuchten mehr, das war kein Grollen mehr! Taghell war es beim Auf-

zucken der Blitze. Der Donner dröhnte, im nahen Wald hörte man schon das Rauschen des Regens.

»Klaus, wir stellen uns an das Zelt! Dann sind wir wenigstens etwas vor Regen und Sturm geschützt. Du hier am Eingang, ich auf der entgegengesetzten Seite des Zeltes. Los, schnell, ich rase los, bevor das Unwetter hier ist. Ja, es liegt doch was in der Luft!«

Jetzt brach das Gewitter über Dorf und Tal herein. Es regnete nicht mehr, es goss. Es goss schon nicht mehr, nein, es schüttete. Hagel prasselte auf Häuser und Straßen, auf Höfe und Plätze, auf das große Zelt. Wie das Dröhnen unzähliger Trommeln, so klang es.

Fenster gingen zu Bruch. Autos wurden beschädigt. Und dazu der heulende Sturm. Das Zelt bäumte sich auf, wollte sich losreißen von seinen Verspannungen. Klaus drückte sich noch enger an die Zeltwand. Die Hagelkörner taten richtig weh, wenn sie ihn trafen. Hoffentlich bleibt das große Zelt stehen! Wenn nur die Verspannungen nicht reißen. Wehe, wenn die Masse Leinwand ins Fliegen kommt! Wie ein riesengroßes Segelschiff würde das aussehen.

Doch Klaus hatte wieder neuen Mut bekommen. Wo mag Hans sich jetzt verkrochen haben? Der Dietrich kann im Augenblick ja auch nicht von Eberhards Wohnung zurückkommen. Ob die beiden überhaupt noch trocken hingekommen sind?

Plötzlich sah Klaus im grell aufzuckenden Blitz eine Gestalt. Sie raste auf das Missionszelt zu. Wer war das? Klaus schrie auf, lief mit seiner Taschenlampe wild fuchtelnd der Gestalt entgegen. Aber es waren nur wenige Meter, die er lief. Ein dumpfer Schlag, ein Schmerzensschrei. Klaus lag am Boden. Seine Taschenlampe war ihm

aus der Hand gefallen und zu Bruch gegangen. Der andere sprang mit einem riesigen Satz heran, riss den leblos daliegenden Jungen hoch und rannte zum Zelt. Das Gewitter zeigte ihm den Weg zum hinteren Eingang.

Vorsichtig legte der Rote Müller Klaus auf die Stühle der ersten Sitzreihe. Aller Ärger, den ihm schon die Streiche der Kletten bereitet hatten, war vergessen. Er wollte nur helfen. Was war er froh, als er den Pulsschlag von Klaus fühlte. Dieser stöhnte leise und schlug die Augen auf.

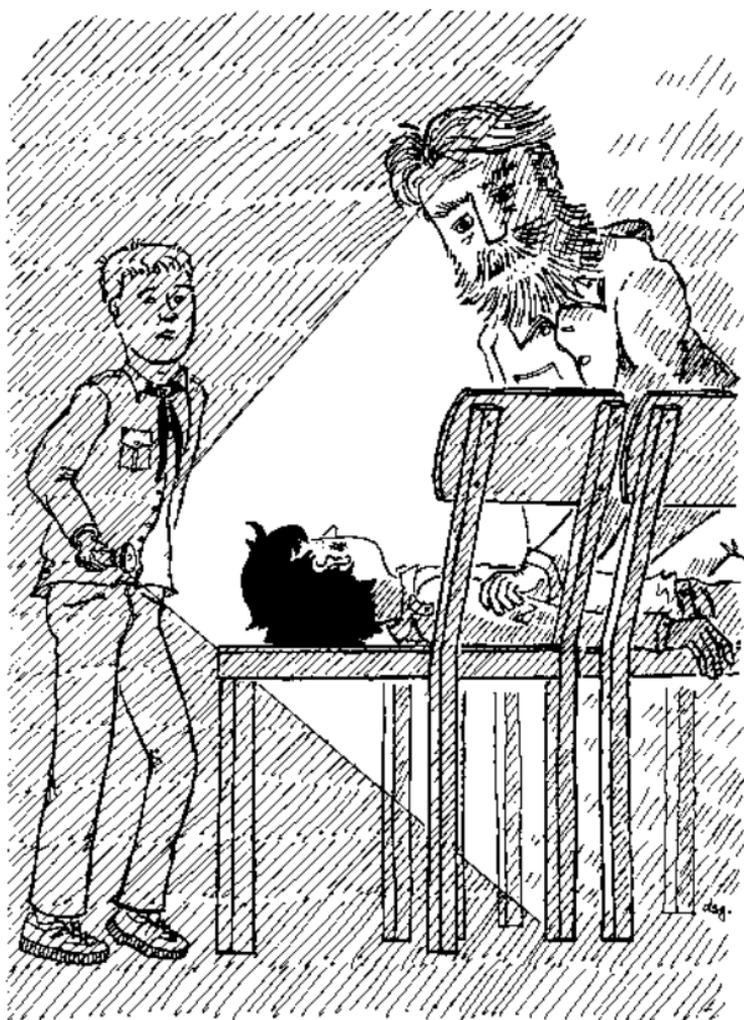
In diesem Augenblick kam Hans vom Haupteingang mit seiner Taschenlampe angelaufen. Sprachlos starrte er einen Moment auf seinen liegenden Freund und den über ihn gebeugten Roten Müller. Die beiden hier im Zelt? Wie kam das? Was war geschehen? Doch der Rote Müller ließ ihm nicht Zeit zu vielen Fragen. »Schnell, leuchte mir! Klaus ist gestürzt!«

Währenddessen tastete der gefürchtete Mann mit vorsichtigen Fingern – keiner im Dorf hätte ihm das zugetraut – über die Schulter von Klaus. Dieser stöhnte leise auf. »Da haben wir es! Ich schätze, Klaus hat das Schlüsselbein gebrochen! Gut, dass ihr eure schwarzen Halstücher tragt. Da will ich gleich mal seinen Arm ruhig stellen!«

Der Rote Müller sprach's und führte es aus.

Die beiden Kletten bekamen Vertrauen zu dem wilden Mann. »Nun aber schnell den Unfallwagen angerufen! Dein Freund muss gleich geröntgt werden, damit man weiß, was ihm wirklich passiert ist. Bleib bei ihm, ich springe zum Telefonhäuschen, das ist ja gleich dort beim Kirchplatz!«

Alle drei hatten während dieser Zeit gar nicht mehr auf das immer noch schrecklich tobende Unwetter geachtet. Erst



jetzt merkten sie, dass es langsam weitergezogen war. Der Abstand von Blitz und Donner hatte sich schon wesentlich vergrößert. Doch immer noch unvermindert stark rauschte der Regen. Aber in diesem Trommeln auf das Zeltdach war plötzlich noch ein anderes Geräusch zu hören: Ein starkes Rauschen von fließenden Wassermassen.

Unser Dorfbach! Der führt Hochwasser, der kann sicher in seinem Bachbett nicht die plötzlich herabstürzenden Wassermengen aufnehmen. Das gibt Überschwemmung!

»Ich habe das Wehr zum Mühlbach noch zu! Wenn das nur gut geht! Egal, erst muss ich anrufen!« Der Rote Müller zog seinen gewaltigen Schädel ein und raste durch das Zelt nach draußen, in den strömenden Regen. »Du, Hans! Wenn der Müller nicht das Wehr geöffnet hat, kann das ihm die Scheune und den Stall kosten!« Klaus blickte Hans an. »Geh du schnell, laufe, was du kannst, du musst ihm helfen! Ich kann hier alleine sitzen, bis der Unfallwagen kommt! Der Dietrich muss ja auch jeden Augenblick wieder von Eberhard zurückkommen!« Und Hans überlegte nicht lange, er rannte hinter dem Roten Müller her. Gerade kam dieser aus der Telefonzelle. Der Unfallwagen war benachrichtigt. Jetzt wollte er sich um seinen Hof kümmern. Hoffentlich war es noch nicht zu spät.

»Geh zurück in das Zelt«, stieß er heraus, »der Wagen kommt gleich!«

»Ich komme mit!«, antwortete Hans. Dann rannten sie beide los, achteten nicht auf Pfützen und Unebenheiten. Der tobende, gurgelnde Bach blieb an ihrer Seite. Wie hatte das Unwetter diesen nur verändert. Nichts Liebliches, Beschauliches mehr hatte er an sich.

In der Mühle brannte Licht. Die Frau und die Mutter des Roten Müllers versuchten schon das Vieh aus dem gefährdeten Stall auf eine kleine Anhöhe in Sicherheit zu bringen. In höchster Not stürzten der Müller und Hans heran. Das fast Unmögliche gelang ihnen. Das Wehr ließ sich öffnen. Mit letzter Kraft hatte es der Müller geschafft. Waren es eigentlich seine Bärenkräfte? War es sein Geschick? Hätte er es ohne den Jungen überhaupt noch rechtzeitig geschafft?

Sehr viele Gedanken gingen dem Müller durch seinen Kopf, als er zwei Stunden später, nach gebannter Gefahr,

in seinem Bett lag. Anstrengung und Aufregung ließen ihn nicht zum Schlafen kommen.

In die Stille der Nacht sagte plötzlich der Müller: »Frau, ich habe heute«, er machte eine Pause, dann kam es langsam über seine Lippen, »ich habe heute nacht gebetet – zum ersten Mal wieder, seit ich ein kleiner Junge war. Ein Wunder, dass der, den ich so oft verspottet habe, mich noch gehört hat.«

Schon am nächsten Tag, einem herrlichen Tag, das Gewitter hatte die Luft gereinigt, ging Klaus, seinen Arm im Verband, wieder fröhlich durch das Dorf.

Das Schlüsselbein war nur angebrochen. Am Kopf hatte er eine Riesenbeule. Er trug sie wie einen Orden für besondere Verdienste. Eigentlich müsste er heute Abend als letzter in das Zelt kommen und dann bis ganz nach vorn durchgehen. Dann sähen alle, wie er sich für den Schutz des Evangelisationszeltes eingesetzt hatte.

Hans eilte aus dem Haus dem Freund entgegen. Auf die Schulter klopfen, das durfte er wohl jetzt noch nicht. So grinste er ihn nur an und sagte: »Mensch, alte Klette!« Dann hatten sie sich viel zu erzählen.

»Hattest du keine Angst, so allein im Zelt?«, fragte Hans seine Mitklette. »Ach, da hatte ich doch gar keine Zeit dazu! Ich habe doch immer für dich und den Roten Müller beten müssen, dass ihr noch rechtzeitig zur Mühle kommt und das Wehr auch öffnen könnt!«

»Und du, Hans, hattest du vor dem Wasser und der Nacht keine Angst?« Verlegen sagte der sonst so freche Hans: »Klaus, unser Dietrich hat recht. Man kann auch ohne Worte beten und bekommt Kraft und Mut. Das habe ich beim Lauf zur Mühle selber erfahren.«

Die beiden Kletten sahen sich an. Sie verstanden sich wie immer. Dann war es Klaus, der sagte: »Du, Hans, jetzt wollen wir beten, dass dem Roten Müller das Herz aufgetan wird. Dann gehen wir zu ihm, fragen ihn, ob wir etwas helfen können beim Aufräumen des Hofes, ich will mich auch noch bedanken für seine Hilfe. Und dann, dann fragen wir ihn, ob er heute Abend mit uns zusammen in das Zelt kommt!«

»Ich glaube, wir sollten ihm auch beichten, wer die Gespenster damals waren«, meinte Hans nachdenklich.

Das Missionszelt war wieder bis auf den letzten Platz von erwartungsvollen Besuchern gefüllt. Aber, was war denn das, da steckten doch einige Leute ihre Köpfe zusammen, tuschelten und sahen nach einer bestimmten Stuhlreihe? Saß da der Herr Bürgermeister? Der reichste Mann des Dorfes? – Nein! – Zwischen zwei Jungen in ihren grünen Jungscharhemden saß ein Baum von Mann. Brandrote Haare wucherten wie ein Urwald um seinen Kopf.

»Das ist doch der Rote Müller!«, flüsterte eine Frau der Nachbarin in das Ohr. »Was will der denn hier? Da liegt was in der Luft!«

Doch ihr Gerede ging unter in dem Gesang des ersten Liedes. Der Rote Müller sang mit. Schrecklich tief, laut und falsch. Von zwei Seiten bekam er den Text vorgehalten. Um keine der Kletten zu enttäuschen wechselte er bei jedem Vers das vorgehaltene Liederheft:

»Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet, der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet; in wie viel Not, hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!«

Der Silberschatz

Die Brüder kommen zurück!

Fast ein ganzes Jahr war es um die Kletten still gewesen. Wenn tolle Schlittenfahrten auf der dörflichen »Todesbahn« nicht gezählt werden oder der große Einsatz der Jungscharler unter der Losung: »Wald und Feld, nah und weit, vom Abfall befreit.« Jetzt waren Hans und Klaus im Zeltlager. Einige spitze Zungen sagten: »Das ist den armen Eltern wirklich zu gönnen: vierzehn Tage Ruhe und Erholung.« Dabei vergaßen diese schlechten Kenner der beiden Sippen, dass es da ja noch zwei Mädchen gab. Kletten-Schwestern, wie einige so sagen.

Steffi, ihr behördlicher Vorname lautet Stephanie-Katharina, doch so ruft sie höchstens einmal ein Lehrer in der Schule, oder aber der Vater, wenn er an seiner Großen (Steffi wird in einigen Tagen vierzehn) etwas auszusetzen hat. Doch das geschieht sehr selten. Steffi steht mit ihrem Fahrrad auf dem Platz vor dem Rathaus, auf dem Gepäckträger liegt ihr Rucksack mit den Badesachen. Sie wartet auf Ruth, ihre allerbeste Freundin. Was gibt es in den großen Ferien und bei diesem herrlichen Wetter angenehmeres als in das Freibad zu fahren? Aber wo bleibt denn Ruth nur? Sonst ist sie doch immer die Pünktlichkeit in Person. Na, endlich, da kommt sie mit Rufen und Winken angefegt.

»Entschuldige bitte! Du hast doch nicht lange gewartet? Eben hatte Klaus bei uns angerufen, vom Zeltlager aus Breitenbrunn. Er wollte anfragen, ob er noch beim Lagerabbau helfen darf. Der Dietrich, unser Jungscharleiter der Jungen, würde ihn dann mitbringen. Jetzt darfst Du dreimal raten, wer noch beim Abbau helfen will!«

»Weiß ich schon, habe ich schon bei deinem ersten Satz gewusst: mein Bruder Hans natürlich!«

»Sehr gut, Steffi! Ich soll deine Mutter fragen, ob sie einverstanden ist. Sonst soll ich zurückrufen.«

»Ach«, Steffi seufzt etwas, »es wird doch wirklich Zeit, dass die Zeltlager zu Ende gehen. Wenn auch viele der Jungen eine große Klappe haben und nicht die Klügsten sind, so ist es doch im Dorf erst wieder lebendig, wenn unsere Jungen wieder hier sind.« Steffi muss dies ja schließlich genau wissen, denn sie hat einen berühmten Bruder namens Hans. »Die werden wieder tolle Erlebnisse aus dem Zeltlager erzählen! Und wir? Wir müssten auch einmal Leben in unser verschlafenes Dorf bringen. Nicht immer nur die ›Kletten‹! Nein! Wir! Oder mit den Kletten gemeinsam. Was meinst Du, Ruth?«

»Ich meine, wir müssen erst zu deiner Mutter fahren und ihr die Bitte vom Hans erzählen. Und dann ...«

»Du hast vollkommen recht. Aber wir wollten doch in das Freibad fahren?«

»Ja, aber das schwimmt uns so schnell nicht weg. Wir setzen uns erst einmal in euer Bienenhaus, da sind wir völlig ungestört und überlegen, spinnen, träumen ...«

Bevor Ruth in die Pedale tritt und sich in den Sattel schwingt, blickt sie kurz nach oben. Ihr Blick fällt auf ein uraltes Fachwerkhaus, das auf einem kleinen Hügel über dem Dorf, direkt vor dem Gemeindewald steht. »Wir werden unser Dorf aufwecken! Sonst sind wir alle bald so alt wie dort oben das ›Husch-Muttel-Haus‹. Du, Steffi, lass uns schnell fahren, ich habe da so eine Idee ..., eine Idee ..., im Bienenhaus, da werde ich sie dir verklickern!«

Schon ist Ruth losgesaust. Steffi bleibt nichts anderes übrig als hinterher zu rasen. Schnell hat Ruth ihren Auftrag bei Steffis Mutter ausgerichtet. Hans darf beim Abbau helfen. Ein Anruf ist also nicht mehr nötig. Die

beiden Verschwörerinnen ziehen sich in das Bienenhaus zurück.

Ihre Köpfe haben sie zusammengesteckt, damit kein unverhoffter Lauscher etwas mitbekommen kann. »Weißt du Steffi«, sagt Ruth, »wir müssen einen Plan haben, einen fertigen Plan, wenn unsere Brüder aus dem Lager zurück sind. Einen Plan, der alle ihre Streiche in den Schatten stellt. Dieser Plan muss so gut sein, dass er sie zwingt mit uns mitzumachen. Wir werden gemeinsam unser liebes, verträumtes, müdes Dorf aus dem ›Sommer-Urlaubs-Schlaf‹ reißen.« Ruth überlegt. Plötzlich beginnen ihre Augen zu glänzen. Da weiß Steffi gleich Bescheid. Jetzt geht es los. Nun wird er sofort aus ihr nur so herausprudeln, der einmalige, große Plan.

»Sieh doch einmal aus der Tür des Bienenhäuschens, sieh nach oben! Nein, Steffi! Nicht auf das alte Storchennest auf unserem Kirchturm! Du musst höher sehen! Noch höher! Na was sieht denn die Steffi dort? Immer noch nicht geschnallt? Du bist ein rechter Blitzmerker, der erst nach dem Donnern feststellt, dass es geblitzt hat! Was siehst du denn da! Sag es mir doch bitte!«

»Du meinst das alte Haus? Das Haus der ›Husch-Muttel‹? Was soll denn damit überhaupt los sein? Das steht doch schon seit über fünf Jahren leer, unbewohnt. So lange ist es doch schon her, dass die gute Frau beerdigt worden ist. Da gibt es doch nur Spinnen und Mäuse! Mir läuft schon jetzt eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich nur daran denke. Und die Möbel erst, die sind alle weit über einhundert Jahre alt, so erzählte einmal meine Mutter. Dort einen Streich und ein großes Erlebnis? Was kann man dort schon erleben? Rattenfallen und Mottenkugeln! Das ist nichts für mich! Außerdem kommt niemand hinein. Bis auf ein Fenster überall feste Fensterläden –

und der Schlüssel, der hängt im Schlüsselschrank beim Bürgermeister. Der gibt den nie und nimmer an einen Fremden heraus und gar nicht an uns.«

»Ich weiß das doch auch alles«, unterbricht Ruth den Redeschwall und die Einwände von Steffi. »Mutter Husch hoffte, dass ihr Sohn einmal zurückkommt und in das uralte Haus einzieht. Der Sohn ist irgendwo im Osten verschollen. Aber seine Mutter war fest davon überzeugt, dass er noch lebt und wieder nach Haus kommen wird!«

Steffi aber hat noch einen »Trumpf« gegen das alte Haus in der Hand: »Die Leute im Dorf sagen, das Haus wäre das allerälteste. Die einen meinen, man solle es endlich abreißen, die anderen sagen, es sollte ein kleines Museum abgeben. Andere erzählen ganz unheimliche Dinge: Sie hätten die alte Frau im Mondschein auf ihrer Bank vor dem Haus sitzen sehen, auf ihren Sohn wartend.«

Aber Ruth, ist nun einmal nicht zu bremsen. »Ja, das habe ich auch schon gehört. Also: Wir stellen etwas an. Gegen den Schlaf und den Aberglauben in unserem Dorf. Haben wir nicht in unserer Jungschar gehört, dass Aberglauben gegen den Willen Gottes steht? So haben wir gleich drei gute Gründe für unser Unternehmen: Erstens: Wir befreien alle Leute des Dorfes vom Aberglauben! Zweitens: Wir haben einen tollen Spaß dabei! Drittens: Wir haben die besten Einfälle aller Mädchen und Jungen! – Hurra!«, ruft Ruth. »Wir sind gut, wir sind toll, wir sind klasse!«

Ruth ist in ihrer Begeisterung nicht mehr zu halten und steckt ihre Freundin Steffi mit an. Doch die hat immer noch einige Bedenken: »Aber wie sollen wir an den Schlüssel kommen? Sollen wir beide wirklich in das alte Haus? Was werden unsere Eltern nachher sagen?«

»Aber Steffi, jetzt mach 'mal Pause, du bist doch sonst nicht so schnell bange. Du mit deinen vielen ›aber,

aber« ..., wenn wir immer nur ›aber« sagen, dann geschieht bei uns gar nichts. Wir sterben alle noch vor Langeweile. Was sollen wir denn einmal unseren Enkelkindern erzählen, wenn die uns nach unseren Erlebnissen fragen?« Ruth holt wieder tief Luft, überlegt und sagt: »Oder es geht uns allen so wie in dem Märchen vom Dornröschen.«

»Aber das hinkt doch«, sagt Steffi, »wir sind doch keine Königstöchter und ich brauche auch noch keinen Prinzen. Mir ist mein Bruder Hans genug. Das reicht, wenn der mich ärgert.«

Doch Ruth bleibt bei ihrem Vergleich: »Dann sind wir eben die Prinzessinnen, die das schlafende Dorf wachküssen!«

Dorf-Befreiungs-Pläne

Es ist so mit der Ruth, was die sich einmal in ihrem Kopf gesetzt hat, davon ist sie nicht abzubringen. Kaum waren Hans und Klaus zu Hause angekommen, hatten ihre Fahrtenhemden ausgezogen, waren vor Sauberkeit strahlend unter den Duschen hervorgekommen, da waren schon Ruth und Steffi bei ihren Brüdern und sagten geheimnisvoll: »Wir treffen uns gleich nachher im Bienenhaus!« Bei beiden gab es da nur eine Frage: »Wieso? Habt ihr was angestellt? Ist etwas passiert im Dorf?« Von ihren Lagererlebnissen wollten sie eigentlich erst beim gemeinsamen Abendessen im Familienkreis erzählen. Hier hatten sie immer ihre Geschichten erzählt, von lustigen Streichen berichtet, die sie wieder ausgeführt hatten. Es war ja schließlich auch besser, wenn die Eltern es von ihren Jungen erfuhren, bevor Nachbarn kamen oder Lehrer mit Anrufen den nötigen Familienfrieden zerstörten. Da beide Mütter vollauf mit dem Kochen der Lieblingsgerichte der heimgekehrten ›verlorenen Söhne‹ beschäftigt waren, fiel die geheimnisvolle Versammlung im Bienenhaus bei Steffi gar nicht auf.

»Geheimsitzung?«, so fragte Klaus unterwegs seine Schwester Ruth. »Seit wann haben du und Steffi denn Geheimnisse? So kenne ich euch beide noch gar nicht!« Ja, das stimmte leider schon, Hans und Klaus waren so unzertrennlich, jeder auf den anderen achtend und eingehend, dass sie es gar nicht bemerkt hatten, vielleicht auch gar nicht bemerken wollten, dass ihre Schwestern ebenso ›sich gesucht und gefunden‹ hatten. Manchen Schabernack hatten sie sich schon ausgedacht und ausgeführt. Hatten sich die Kletten im Dorf verdoppelt? Gibt es etwa jetzt so etwas wie ein vierblättriges Kleeblatt?

Voller Spannung war Hans mit Steffi zum Bienenhaus gegangen. Tatsächlich, da warteten schon Ruth und Klaus auf sie. Klaus kam aus dem Staunen nicht mehr heraus: Dass der Hans wirklich mit Steffi gekommen war? Noch auf dem Weg hatte er gedacht: »Den Hans kenne ich doch wie meine Hosentasche, der kommt bestimmt nicht mit!«

Nach ganz kurzer Begrüßung ergreift Ruth selbstverständlich gleich das Wort: »Hört einmal zu, wir schließen jetzt einen Bund. Wir wollen unser Dorf vom Schlaf zum Leben verhelfen. Auch wollen wir allen Aberglauben hier austreiben. Wir wollen, dass es eine ganz fröhliche Sache wird und man noch in vielen Jahren über unseren Streich lacht und erzählt. Wir wollen ...«

»Halt! Stopp! Klappe! Pause! Auszeit!«, so rufen wie aus einem Mund Klaus und Hans gleichzeitig. Natürlich, sie sind ja die Kletten, da muss das so sein. »Langsam, langsam! Wenn ihr beiden euch in den letzten vierzehn Tagen etwas ausgedacht habt, euch auf etwas geeinigt habt, dann müsst ihr uns gründlich einweihen, der Reihe nach erzählen! Jetzt, Ruth, rede noch einmal von vorne, aber bitte normal!«

»Überhaupt«, Klaus denkt nach, das sieht man ihm immer ganz genau an, »seit wann macht ihr denn Streiche? Wollt ihr mit uns beiden in den Wettstreit treten? Dann, los! Wir wollen doch einmal sehen, wer von uns ...«

»Nein!«, ruft Steffi, »wir wollen doch mit euch ..., wir wollen doch gemeinsam das Erlebnis unseres Lebens hier im Dorf ausführen!«

Jetzt hat Ruth wieder das Wort: »Ihr wisst doch, was man sich so im Dorf über die ›Husch-Muttel‹ heimlich, so hinter der Hand, erzählt.« »Na, klar«, sagt Klaus, »dass sie keine

Ruhe im Sarg hätte und dass es am alten Haus nicht geheuer wäre, dass sie noch auf der Bank sitzen würde. Aber das ist doch alles Schwachsinn! Dummes Gebabbel!«

»Seht ihr«, sagt Ruth, »das ist Aberglaube. Schändlicher, dummer Aberglaube! Wir haben doch in unserer letzten Bibelstunde darüber gesprochen. Wir wissen doch alle, dass der, der an Jesus Christus glaubt, das Ewige Leben hat und nicht das Ewige Herumirren. Unser Herr Jesus Christus, der hat uns doch erlöst und losgekauft. Die Husch-Muttel war eine so liebe Frau, die kannte ihre Bibel und sie redete darüber und lebte auch danach. Die Husch-Muttel ist ganz bestimmt bei Gott aufgenommen. Alles andere ist totaler Quatsch!« Das war ja schon fast eine Predigt. Die drei hatten Ruth aufmerksam zugehört. Bei Klaus kam das sonst selten vor. Er konnte nur noch zustimmend mit seinem Kopf nicken. Hans erinnerte: »Da haben wir doch vor Kurzem den ›Roten Müller‹ von vielen unsinnigen Meinungen befreit und wenn wir jetzt unser ganzes Dorf ..., Mensch, Leute! Wenn das so weiter geht, dann setzen sie uns bald vor dem Rathaus auf einen Sockel und wir sind das lebende Denkmal.«

»›Unsere lieben Befreier‹, steht dann als Widmung auf dem Sockel!«

»Klaus! Komm wieder herunter! Bleibe auf dem Teppich! Wir müssen erst wissen und beraten: Was machen wir im alten Haus und wie kommen wir an den Schlüssel.«

»Ich meine, wir teilen uns die Aufgaben, Steffi und ich besorgen den Schlüssel und einer von euch beiden geht in das Haus!« »Einer?« Das kann Klaus gar nicht so sehen. »Einer? Warum nicht wir beide zusammen?«, fragt auch Hans sofort. »Das muss so sein«, sagt Ruth, »wenn etwas im Dorf geschieht und ihr beide seid nicht

zu sehen, dann ahnt bestimmt eine Reihe von Leuten, dass ihr mit im Spiel seid oder dass es euer Spiel ist.«

»Ich sehe das ein. Richtig! Komm, Hans, wir werfen das Los, wer von uns in das Haus geht. Hier, Steffi, wirf das Markstück in die Luft. Was nimmst du, Hans?« »Ich nehme ›Adler‹.« »Gut, dann bleibt mir ja nur ›Zahl‹ übrig«, stellt Klaus fest. Steffi wirft das Geldstück in die Luft. Vorher hatte sie es erst einige Male wieder auf die Hand zurückfallen lassen, vier Augenpaare sehen voller Spannung dem hochfliegenden und dann auf dem Boden noch etwas weiter rollenden Geldstück nach.

»Zahl!«, tönt es mehrstimmig. »Also, abgemacht, Klaus, du gehst in das Haus.« »Nur, was ist dann meine Aufgabe? Was soll ich im alten Haus anstellen?«, fragt Klaus die anderen Verschwörer. Da jetzt alle vier angestrengt überlegen, entsteht eine kleine Denkpause. Wieder ist es Ruth, die als erste eine Idee hat und den anderen Drei mitteilt: »Es muss etwas Unheimliches sein. Etwas, das mit Licht und Schatten zu tun hat. Im Dorf muss es zu sehen sein. Auch können wir uns in der Dämmerung oder im Dunkeln viel besser verstecken, natürlich dann auch besser verschwinden. Wie sagte doch unsere liebe Großmutter immer: ›Im Dunkeln sind alle Katzen grau.‹«

»Eingesehen!«, sagt Klaus, »aber ich kann doch nicht einfach nur die Küchenlampe anknipsen?« »Klaro!«, unterstützt ihn Hans, »das geht ganz bestimmt nicht, nach fünf Jahren haben sie vom Elektrizitätswerk den Strom sicher abgestellt.«

»Kerzen?«, fragt Klaus, »was haltet ihr von Kerzen?« »Geht, nicht. Auf keinen Fall!«, sagen Ruth und Steffi zugleich. »Die sind viel zu gefährlich. Wenn da nur eine Kleinigkeit passiert, eine Kerze umfällt, dann steht im Nu das ganze uralte Haus in Flammen und keine Feuerwehr der

Welt kann es retten, die aus unserem Dorf schon lange nicht.« »Außerdem«, erinnert Ruth die drei anderen, »hat die Husch-Muttel immer gesagt: ›mein Junge kommt noch zurück, dann soll er das Haus haben.‹ Kerzen, nein das geht nicht, die fallen aus, weil sie so schnell umfallen.« »Du redest immer von dem Sohn der alten Frau Husch. Wo steckt der eigentlich? Ist er nach Amerika ausgewandert oder sitzt er irgendwo in einem Gefängnis?« Klaus will der Sache auf den Grund gehen. »Wer weiß denn Genaueres?« »Da hört man es wieder«, sagt Ruth. »Typisch Junge! Wisst ihr denn überhaupt nicht, was im Dorf erzählt wird und vorgeht. Ja, ja, ihr habt nur Jungschar und Indiacas im Kopf, wenn etwas bei uns am Tisch erzählt wird, hört ihr nie richtig zu.« »Ich erinnere mich«, schaltet sich Steffi zur Unterstützung ihrer Freundin Ruth in das Gespräch ein, »Mutter hat doch auch einmal erzählt, dass der Sohn von Frau Husch sehr, sehr spät erst aus der russischen Kriegsgefangenschaft nach Hause gekommen ist, so nach über zehn Jahren. Die hatten ihn dort zu ›lebenslänglich‹ verurteilt.«

»Lebenslänglich?« Klaus fragt mit erschrockener Stimme. »War er denn ein Mörder?«

»Ach, was du gleich denkst«, gibt ihm Ruth zur Antwort, »das ist damals in Russland, der Sowjetunion, so hieß sie ja, vielen Deutschen so ergangen. Da genügte manchmal schon ein adliger Name und der Mann wurde als Verbrecher eingestuft. Unsere Mutter hat erzählt, als ein todkranker Mann wäre der Husch-Sohn aus den Bergwerken Sibiriens zurückgekehrt. Eine lange Zeit hat er dann in Sanatorien und Krankenhäusern verbringen müssen. Dann war er eine Zeit lang bei seiner Mutter. Irgendeinem im Dorf hätte er einmal etwas von einem wichtigen Auftrag erzählt, den er noch ausführen müsse. Im Dorf wurde bekannt, dass er oft und lange bei unserem Pastor

gewesen ist. Der weiß sicher mehr über die Familie Husch. Aber verraten hat der Pastor keinem was.«

»Ist doch klar, wie schwarze Tinte! Unser Pastor ist doch ein Mann, dem man alles anvertrauen kann. Der sagt nichts weiter! Auf den ist Verlass! Dem kann man vertrauen!«

Ruth, muss jetzt zeigen, dass sie noch mehr weiß: »Aber ich meine, er hat es doch nicht ganz allein für sich behalten, sondern einem weitergesagt.«

»Meinst du wirklich? Unser Pastor? Das glaube ich nicht!« Diese Ausrufe des Zweifels an ihrer Behauptung genießt Ruth sichtlich. »Unterbrecht mich doch nicht immer, lasst mich doch endlich einmal ausreden! Nein! Nicht an seine Frau hat er etwas verraten, auch nichts dem Kirchenvorstand gesagt. Nein, natürlich nicht, sondern selbstverständlich nur seinem Chef.«

»Du meinst also, er hat es dem Superintendenten oder dem Bischof geschrieben?«, fragt Klaus mit enttäuschter Stimme. Ruth aber belehrt stolz ihn und die beiden anderen: »Hier stelle ich schon wieder fest, dass ihr in der Jungschar nicht recht aufpasst. Denn ich meine natürlich des Pastor höchsten Chef.«

Klaus bohrt weiter mit seinen Fragen: »Ja, wer ist denn noch über dem Bischof?« Ruth hatte schon in sich hinein gelacht, jetzt kann sie sich nicht mehr halten und sie platzt unter Lachen heraus: »O, aber ich meine doch den Herrn Jesus Christus und unsern lebendigen Gott im Himmel! Wie ich unseren Pastor kenne, der bringt alle Angelegenheiten unseres Dorfes, was die Leute und ihn bewegt, vor Gott.« »Nun nimm dich nicht zu wichtig, Ruth, das wissen wir doch auch.« Steffi ist etwas ärgerlich, dass sie nicht gleich gemerkt hat, wo Ruth mit ihrer Anspielung hin wollte.

Nur der Hans gibt sich nicht zufrieden: »Sag mal, Ruth, meinst du wirklich? Dann hätte er ja auch schon für uns ...? Für unsere Schulprobleme ...? Die Geschichte mit dem Roten Müller, als der abends in das Zelt zur Evangelisation gekommen ist ...?«

»Ganz bestimmt«, sagen jetzt die beiden Mädchen, »unser Pastor macht das!« »Nun aber wieder zu unserem Unternehmen, lasst uns gemeinsam überlegen: Wie kommen wir an den Haustürschlüssel?« »Und was geschieht im Haus?« Auf der berühmten Denkerstirn vom Klaus sind die ebenso berühmten Denkerfalten sichtbar. »Was haltet ihr davon, wenn ich aus Vaters Wagen die Warnlampe nehme und sie auf das Fensterbrett stelle und sie leuchten lasse?« »Klasse Idee von dir«, sagt Steffi. »Und wir schlagen dann im Dorf Alarm! Wir entdecken den roten Schein am Fenster und machen Leute darauf aufmerksam.«

»Aber«, wirft Ruth ein, »da wird man dann die Lampe entdecken und den Klaus, der sie aufgestellt hat.« »Klaus, du musst dich eben gut verstecken«, erwidert Hans.

»Lass das mal ruhig den Klaus machen, der schafft das schon.« »Wo willst du dich denn verstecken? Vielleicht unter dem Küchentisch? Da finden sie dich ganz bestimmt. Das gäbe gleich großen Ärger und unserem Plan, den Aberglauben auszutreiben, hilft das wenig.«

»Halt«, sagt Hans, »früher war ich doch einmal bei Frau Husch, ich habe etwas von unserer Mutter hinbringen müssen. Da fällt mir ein, die Haustür geht nach innen auf!« Hans grinst über sein ganzes Gesicht. Er hat die Lösung! »Klaus, du stellst dich einfach zwischen Hauswand und Haustür. Wenn dann die Neugierigen alle in den Hausflur stürzen, dann trittst du heraus. Sie werden dann alle meinen, du wärest schon immer mit ihnen und bei ihnen gewesen. Wir sehen zu, dass wir auch zu den ersten

gehören, die an das Haus gelangen. Du stehst dann neben uns.« Klaus überlegt noch. »Meint ihr, das geht so?« »Natürlich«, antwortet Hans, »es ist doch dann schon Dämmerung. Im Flur brennt kein Licht. Es werden sicher auch viele Leute gleichzeitig in das alte Haus wollen, denn erstens sind sie reichlich neugierig, zweitens, wer geht denn schon freiwillig allein in so ein Haus, und drittens kann man dann vor den anderen so richtig prahlen.«

Klaus beginnt einen Freudentanz: »Leute, das gibt den Spaß des Jahrhunderts. Mit dieser Geschichte müssten wir eigentlich in das Guinness-Buch der Rekorde kommen.«

»Mal langsam, mal sachte«, Ruth spielt die Abgeklärte, Nüchterne. »Wir haben noch nicht die Idee, wie wir an den Hausschlüssel kommen.« Steffi fügt gleich noch hinzu: »Und wie wir diesen wieder zurück an Ort und Stelle bringen.« Aber Klaus wehrt diese Einwände mit einer abschätzigen Handbewegung ab. »Ich meine, das ist eine Sache für die Mädchen, die können so etwas viel besser erledigen. Wenn Ruth und Steffi zu unserem Herrn Bürgermeister gehen, dann schmilzt dem schnell das Herz vor Freundlichkeit.« »Red' doch keinen Harzer-Käse, quatsch nicht so dumm!« Steffi wird ein bisschen ärgerlich, »aber wir machen das. Ruth und mir fällt bestimmt noch etwas Erfolgversprechendes ein. Doch seid einmal still, ich denke, meine Mutter hat zu Abend gerufen. Wir wollen unsere Eltern nicht warten lassen. Wir machen ab: am Samstag wieder hier im Bienenhaus. Da muss dann unser Plan stehen. Hand drauf! Kein Wort zu irgendjemandem!«

Die vier reichen sich ihre Hände. Ruth bringt noch einmal den Gedanken von dem Kleeblatt in Erinnerung. »So, jetzt sind wir das Kleeblatt. Es gibt in unserem Dorf nicht nur die Kletten!« Aber da rufen wie aus einem Munde Hans und Klaus: »Wir bleiben die Kletten!«

Steffi aber sagt: »Denkt doch mal! So ein Kleeblatt, ein vierblättriges, das ist doch auch nicht zu verachten. Erstens ist es selten, zweitens bringt es seinen Findern Freude und Glück und ...« »Halt aufgehört!«, wird Steffi schnell unterbrochen. »Gleich müssen wir annehmen, du wärest auch schon dem Aberglauben verfallen und wir drei müssen dich dann mit unserem nächsten großen Streich davon befreien. Doch jetzt schnell nach Hause zum Abendessen, sonst gibt es Ärger.«

In zwei Familien des Dorfes herrscht heute beim Abendessen ganz ungestörte Harmonie und erwartungsvolle Spannung, denn Hans und Klaus erzählen von ihren Lagererlebnissen und ihren Aufgaben. Beide waren sie in einer ›Burg‹ gewesen. Natürlich hatten ihre Zelte nebeneinander gestanden, das muss bei Kletten so sein. Im Zeltlager wurden die Zelte Burgen genannt; Komtur heißt der Leiter einer Burg – es sind immer bewährte Jung-scharleiter. Hans und Klaus waren also die Stellvertreter gewesen. Eltern und Schwester hörten gespannt zu.

Unterbrochen wurden die eifrigen, vom Lagererleben begeisterten Jungen nur, wenn ihre Lagersprache für ›Zivilisten‹ nicht verständlich war. Große Freude gab es darüber, als die Jungen berichteten, dass diesmal im Lager dreizehn Jungen ihre Halstuchprüfung gemacht hatten und bei der Schlussbibelarbeit viele der Jungen, jeder auf seine Weise, berichtet hatten, was ihnen am Lager und bei den Bibelarbeiten wichtig geworden wäre. Ruth, die den Bruder nicht unterbrechen wollte, nutzt die Gelegenheit, als dieser sich wieder seinen Teller füllt, mit der für sie ganz wichtigen Frage: »Hattet ihr denn diesmal keinen Überfall?« Das ist aber ein Stichwort für Klaus: »Na klaro, den hatten wir! Aber einen solchen,

sagte der Lagerleiter, hat es noch nie vorher gegeben.«
»Spann uns nicht auf die Folter! Erzähl, Klaus!« Vater Müller ist höchst interessiert. »Also, das war am letzten Lagerabend, wir hatten die Sieger der vielen Wettkämpfe geehrt, aus unserer Burg hatte jeder drei Urkunden und die wertvollen, seltenen Ordnungsmedaillen. Wir hatten unsere Obst-Siegestorten besiegt. Wache hatte in dieser Nacht keine Burg. Erst später sollten die Komture diese antreten. Der Lagerleiter saß mit den Mitarbeitern im Küchenzelt. Das kommt nur einmal – eben am Lagerchluss – vor. Auf einmal, es ist nach der Lagerzeit 24.00 Uhr, taucht in diesem Zelt eine Gestalt mit geschwärzten Gesicht und heruntergezogener Mütze auf. Springt in das Zelt und fragt: ›Gibt es hier denn nichts zu klauen?‹ Alles ist sprachlos. Ist das ein Scherz – von der Küche geplant? Sind es Mitarbeiter aus dem nächsten Lager? Was soll das? Was soll die Frage? Kennen wir den Mann?

Der Lagerleiter fasst sich als erster: ›Augenblick, ich will dir einmal zeigen, wie man hier wieder vom Lagerplatz herunter kommt!‹ Steht auf und nimmt diese sonderbare Gestalt am Arm und will ihn heraus führen. Doch am Zelteingang reißt sich dieser los, will über den Lagerplatz laufen und in den umliegenden Wiesen und Feldern verschwinden. Jetzt beginnt eine kurze, wilde Jagd. Alarm wird gerufen, Überfall! Hans und ich waren natürlich am schnellsten aus dem Schlafsack und aus der Burg. Den seltsamen Besucher hatten wir schnell eingefangen. Doch wie wir uns, ich meine ich und Hans, nein Hans und ich, als wir uns so etwas die nächstliegenden Gebüsche untersuchen, entdecken wir doch tatsächlich noch drei geduckte Gestalten. Erst wollen sie uns etwas von einer Nachtwanderung erzählen. Aber die führt doch keiner mit geschwärzten Gesichtern durch.« ...

... »Und?« Steffi hat vor Aufregung einen richtigen glühenden Kopf bekommen. »Wie geht es nun weiter? Habt ihr sie an einen Marterpfahl gebunden? Gab es eine große Schlägerei? Erzähl doch schon Hans, lass dich nicht immer so lange erst betteln!«

»Ja, unser Lagerleiter hat ihnen erklärt, dass dies eine ganz gefährliche Sache ist, so ein Zeltlager zu überfallen, da hätte es schon viel böse Erlebnisse gegeben. Dann hat er sie vor die Wahl gestellt: Entweder sie versprechen nicht zurück zu kommen oder sie würden gefesselt und bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit der Polizei übergeben. Außerdem müssten sie dann gerade stehen für alles, was im Lager nicht mehr vorhanden wäre. Da haben sie gleich ›Urfehde‹ geschworen. Später gab es noch eine große Verfolgungsjagd, denn da waren noch drei in der Nähe des Lagerplatzes versteckt. Die haben wir auch bekommen und dann vor die gleiche Wahl gestellt.«

»Spannend, spannend«, kann Steffi da nur sagen.

Aber von ihrem großen »Dorf-Aberglauben-Befreiungsvorhaben« verraten sie natürlich ihren Eltern kein Sterbenswort.

In dieser Nacht träumen vier von Überfällen und Gefangennahmen. Eigentlich waren es fünf, nur hatte Vater Müller es keinem erzählt.

Am Samstag stecken die vier dann wie besprochen wieder im Bienenhaus beisammen. Da am kommenden Donnerstag das große »Schulvergnügen« wieder beginnt, wie Klaus dies unausweichliche Ende der Ferien nennt, soll am Dienstag der Erlebnisauftritt über die Bühne gehen.

Zwei wirklich brave Mädchen

Es ist Montag. Der Montag vor dem Tag, der in die Dorfgeschichte eingehen wird, aber auch in die Lebensgeschichte aller Beteiligten; auf jeden Fall der ›Hauptdarsteller‹. Steffi und Ruth stehen vor dem kleinen Rathaus. Es ist ein alter, liebevoll gepflegter Fachwerkbau. In den über zweihundert Jahren, die das Haus schon mindestens steht, sind darin viele für die Gemeinschaft wichtige Entscheidungen gefällt worden. Wenn man Steffi und Ruth so vor der Eingangstür stehen sieht, könnte ein Fremder den Eindruck bekommen, die beiden wären das erste Mal hier. Sie lesen auf dem Schild neben der Tür: »Möller, Ortsbürgermeister, Sprechstunden jeden Montag, Dienstag und Freitag von 18.00 – 21.00 Uhr oder nach Vereinbarung«.

Steffi und Ruth ist es gar nicht so leicht um ihr Herz. Eigentlich hat Steffi die geheime Hoffnung, dass Ruth sagt: »Komm, wir lassen es. Es war doch nur eine schöne verrückte Idee!« Und Ruth, die hat die stille Hoffnung, dass Steffi so reagiert. Beide sehen sich an. Wer wird zuerst das befreiende Wort sagen? Doch keine von beiden spricht ihre Angst und Hoffnung aus. Ob es vielleicht auch daran liegt, dass sich beide vor den bekannten spitzen Zungen ihrer Brüder etwas fürchten? Die würden doch ganz bestimmt gleich wieder feixend sagen: »Natürlich, unsere so mutigen Schwesterlein, da haben sie einmal eine außerordentlichen Plan ausgeheckt und dann bringt sie die Angst vor dem eigenen Mut gleich wieder zum Schweigen und Aufgeben!«

Ruth und Steffi geben nicht auf. Sie gehen in das Rathaus und klopfen an die Tür, die zum Amtszimmer des Bürgermeisters führt. »Ja, bitte, herein«, ruft die bekannte Stimme des Bürgermeisters. Jetzt gibt es kein Zurück

mehr. Oder vielleicht doch? Wenn sie nur eine unverfängliche, allgemeine Frage stellen? Aber welche von beiden soll das tun? Ruth? Steffi?

»Nun, ihr beiden eifrigen Jungschar-Mädchen, was habt ihr denn auf dem Herzen? Was kann ich für euch tun, oder viel besser: Was wollt ihr für unser Dorf tun? Das hörte ich viel lieber.« Bürgermeister Möller, als freundlicher Mann im ganzen Dorf bekannt, sieht die beiden Mädchen lächelnd an. Ruth versucht es mit ihrem besten Augenaufschlag. Sie hat ihn zu Hause vor dem Spiegel extra geübt und beobachtet. Wie sagte doch der freche Hans neulich: »Du, mit deinem Augenaufschlag, Mensch, der haut den stärksten Zwerg glatt um, dem bricht das Herz, wie einem alten Tontopf!«

»Herr Bürgermeister, wir wollten einmal fragen, wie es um den Kinderspielplatz in unserem Dorf steht? Der sollte doch schon vor einiger Zeit erneuert und vergrößert werden.« Der Bürgermeister holt tief Luft und dann fängt er an. Er redet von den immer knapper werdenden Haushaltsmitteln, spricht von den vorrangigen so wichtigen Aufgaben, die zuerst ausgeführt werden müssten. Es täte ihm persönlich natürlich sehr leid. Er wäre von der Wichtigkeit des Spielplatzes völlig überzeugt, aber, wenn sich vielleicht freiwillige Helfer und Sponsoren in der Gemeinde finden ließen. Der Bürgermeister redet ohne Luft zu holen. Ruth und Steffi sind tief beeindruckt, wie lange der gute Mann hintereinander reden kann! Schade, dass sie keine Stoppuhr bei sich tragen. Zu gern hätten sie die Redezeit abgestoppt und für einen Wettbewerb eingesetzt.

Doch nun kann selbst er nicht mehr weiter und muss Atem holen. Bevor er den zweiten Teil seiner aufschlussreichen Rede beginnen kann, ist Ruth mit dem Reden dran – eigentlich steht sie dem Herrn Bürgermeister in Redekunst

und Dauer nichts nach. »Wir haben eine Idee!«, sagt sie – und Steffi: »Einen Plan«. »Einen Vorschlag«, sagt Ruth. Etwas überrascht sieht der Bürgermeister auf die beiden Mädchen. Diese haben vor Aufregung richtig Farbe in ihre Gesichter bekommen. Ja, denkt sich der Bürgermeister Möller, ich bin halt im Dorf eine Respektsperson und außerdem ein ganz schöner und stattlicher Mann. Denkt er. »Wir von den Jungscharen«, Ruth hat das Wort ergriffen, »wollen mithelfen, so gut wir können, dass der Spielplatz bis zum Herbst fertig werden kann. Darum schlagen wir vor: einen Dorf-Spieltag zu Gunsten des Spielplatzes durchzuführen. Die Mädchenjungschar spielt gegen den Gemeinderat Indiacca, die Jungen-Jungschar Baseball. Wir verkaufen Eintrittskarten und nehmen Wetten auf die Siege und die Höhe der Siege an. Alles für den Kinderspielplatz. Unser Jungscharleiter schreibt einen fetzigen Zeitungsbericht, wir entwerfen Plakate und bringen sie an.« »Ist das nicht eine gute, einmalige Idee für eine gute Sache?«, fügt die Steffi noch hinzu. Jetzt strahlen beide, Ruth und Steffi den Bürgermeister nur so an. Dessen Herz wird vor so viel gezeigter und geplanter Nächstenliebe schwach und immer schwächer.

Lächelnd streift er sich über seinen Bart. »Eine wirklich tolle Idee, ein guter, zu bedenkender Vorschlag ... hm ... hm ..., da haben wir im Gemeinderat noch gar nicht darüber nachgedacht ... hm, da müsste ich einmal bei der nächsten Sitzung – die ist in vier Wochen. Ähm, hm, ich könnte schon einmal im Blauen Ochsen morgen beim Stammtisch ... hm ... Also ich geb' euch sofort Nachricht, wenn ich mehr weiß. Habt erst einmal ganz herzlich Dank für euer großes Interesse am Wohlergehen unseres Dorfes. Bitte grüßt eure Eltern von mir und sagt sei hätten ... Was ist mit dir, Ruth? Ist dir nicht gut? Setz dich schnell hin Mädell!«

Bürgermeister Möller springt so schnell auf, dass er seinen Stuhl umwirft. Doch zu spät. Denn Ruth fällt mit einem kleinen Seufzer – alles gut geübt – einfach um. Nur gut, dass die Steffi da ist. Sie kann die Freundin gerade vor einem bösen Sturz bewahren, legt sie kunstgerecht – erste Hilfe gelernt ist eben gelernt – auf den Teppichboden.

»Schnell Wasser, Wasser, Herr Bürgermeister! Ruth ist ohnmächtig geworden!« Der Bürgermeister eilt in den kleinen Nebenraum, sucht nach einem sauberen Glas, findet erst keins, denn die er findet, riechen zu sehr nach ›Feuerwasser‹. So muss er erst ein Glas ausspülen und geht dann wieder in sein Amtszimmer. Da hat sich nicht viel ereignet – oder doch? Ruth sitzt schon wieder. Steffi stützt sie besorgt und liebevoll. »Danke«, sagt Ruth, als der Bürgermeister ihr das Glas mit Wasser reicht. Selbst ihr berühmter Augenaufschlag klappt schon wieder.

»Danke! Vielen Dank! Mir geht es schon wieder besser. Mein Kreislauf! Unser Hausarzt meint immer, das liege an einem zu schnellen Wachsen und manchmal auch am Wetter.« Ruth hat das Wasser herunter geschluckt. Auch Steffi bedankt sich für die freundliche Hilfe. Dann verabschieden sich beide vom Dorfoberhaupt. Behutsam und besorgt führt Steffi die Ruth aus der Tür und die Straße entlang.

Der Bürgermeister sitzt jetzt wieder hinter seinem Schreibtisch. »Gar keine schlechte Idee, der Spieltag mit den Jungscharlern.« Da wird er heute gleich mit einigen vom Gemeinderat reden. Und natürlich üben, das müssen sie auch vorher, denn wenigstens einen Wettkampf müssten doch die Gemeinderatsmitglieder gewinnen. Sonst lacht das ganze Dorf darüber, wie unsportlich wir sind. Aber, wenn ich mir überlege, dass die Jugend von Heute so schnell in Ohnmacht fällt? So etwas gab es doch

in unserer Jugend nicht! Fehlt wohl doch der rechte Mumm heute in der Erziehung. Kreislaufschwäche! Mit vierzehn Jahren! Das sind Sachen! Wir wussten früher doch gar nicht, was das ist! Das sind Sachen ...!

Währenddessen hat Steffi die Ruth vorsichtig um das Rathaus herum begleitet. Man kann ja nie wissen. Diese Erwachsenen sind ja so oft so neugierig. Vielleicht sieht der Bürgermeister vom Fenster aus ihnen nach. Rein zufällig ergibt es sich, dass hinter dem Rathaus Hans mit seinem Fahrrad steht. Er montiert an seiner Kette. Sicher nur ein kleiner Defekt. Mit einem lauten »Hallo, was macht ihr denn hier?«, begrüßt er seine Schwester und die Schwester seines Freundes. Sie schütteln sich sogar diesmal die Hände, vielleicht findet unsere Jugend doch wieder zu guten alten Sitten zurück, so hätte jeder Beobachter beruhigt festgestellt. »Mach hin!«, sagt Steffi zu ihrem Bruder. Und der hat wohl wieder die Gangschaltung in Ordnung, schwingt sich auf seinen Drahtesel und ist auf und davon.

Es ist eigentlich kaum zu glauben, aber der alte Dorf-Schmied heißt wirklich Schmidt. Im Dorf nennen viele ihn nur den Onkel Reinhard oder die anderen den Opa Reinhard. Schon lange hat er seine Schmiede geschlossen. Keine seiner vier Töchter wollte das ehrsame Schmiedehandwerk erlernen oder einen Schmied heiraten.

Seine Werkstatt hat Onkel Reinhard noch völlig eingerichtet. Allen im Dorf hilft er, wenn es sein Handwerk betrifft. Wenn man ihn fragt, was einmal aus der Schmiede werden soll, dann sagt er bestimmt: »Ist doch klar! Was fragst du? Das wird hier einmal ein ›Dorf-Schmiede-Museum‹.«

Der alte Meister sitzt gemütlich im letzten Abendsonnenschein auf der Bank vor seinem Haus. »Na, Hans, ganz allein? Wo ist denn die andere Klette?« So begrüßt er diesen, als er vor dem Meister steht. »Was ist los mit dir? Ich spüre es dir an, du hast etwas vor. Willst du beim alten Schmied dein Gewissen erleichtern? Schieß los! Wo brennt es? Oder besser, was habt ihr denn nun schon wieder angestellt?«

»Onkel Reinhard, Herr Schmidt, es ist ganz wichtig und geheim! Hier! Dieser Schlüssel! Ich meine, dass soll ein Schlüssel werden.« Hans streckt sein Hand aus, in der ein Stück Fensterkitt liegt mit dem Abdruck eines Schlüssels. »Habt ihr so einen Schlüssel in einem eurer vielen Kästen oder könnt ihr mir einen zurecht feilen? Bitte!«

»Gib mir den Kitt einmal her«, brummt der Meister. »Das ist ja ein Schlüssel von einem ganz alten Schloss! Wenn ich mir das so besehe.« Und dann sieht er den Hans mit seinen Augen ganz durchdringend an und sagt: »Sag einmal, was habt ihr zwei denn wieder vor? Wollt ihr zu Schulbeginn einem eurer Lehrer einen Streich spielen? Doch wie ich sehe, dieser Schlüssel passt in keinen modernen Bungalow und kein Klassenzimmer. Da muss ich mal sehen ... unter der rechten Werkbank ...«

Meister Schmidt war aufgestanden und plötzlich mit einem Ruck – diese Schnelligkeit hätte man dem alten Herrn nicht zugetraut – wendet er sich wieder Hans zu: »Jetzt aber raus mit der Wahrheit. Es gibt da keine Halbheiten. Was habt ihr vor? Bis jetzt war es noch nie etwas Böses gewesen, manchmal aber eine große Dummheit, was ihr getan habt.«

»Es ist so, Onkel Reinhard: Wir wollen Menschen befreien und dabei etwas Spaß haben und viel lachen.«

»Wen wollt ihr denn von was befreien?« So schnell gibt sich der alte Herr nicht zufrieden. »Vom Aberglauben! Die Leute aus unserem Dorf.« »Jemand vom Aberglauben befreien, das ist eine gute Tat. Da ist der alte Schmidt immer dabei. Weißt du, Hans, mit dem Aberglauben das ist eine ganz gefährliche Sache. Das zersetzt und zerstört nämlich den rechten Glauben. Statt der Freude, dass unser Herr Jesus Christus uns erlöst hat, dass wir alle in Gottes Hand sind, der uns liebt, kommen Angst und Unruhe, Unsicherheit in das Leben. Da gibt es dann Angst vor Tagen, Menschen und Tieren, Stimmen und Zahlen. Das Ungewisse raubt die Ruhe und den Frieden Gottes aus den Herzen. Wenn ihr Kletten da etwas erreicht, das wäre Prima. Da steh' ich zu euch. Will auch meine schwieligen Hände dafür falten.«

Während dieser Worte hatte Opa Reinhard in einem seiner vielen Kästen in der Werkstatt gesucht. Viele alte Schlüssel hatte er gegen das Licht gehalten und fachmännisch begutachtet. Halt! Noch mal geguckt! »Der da, den könnte ich leicht passend machen. Der passt vielleicht schon. Das ist doch der Schlüssel, den ich einmal für die Husch-Muttel gemacht hatte. Die wollte unbedingt, dass ein Ersatzschlüssel bei mir liegt, wenn sie ihren verlegt oder verloren hätte oder wenn der Sohn endlich zurück käme. Ja, ja, die Husch-Oma, das war eine liebe, fromme Frau. Für das ganze Dorf hat sie gebetet. Das letzte Hemd hätte sie für in Not Geratene hingegeben. Ich habe ihr ja so gewünscht, dass sie ihren Sohn noch einmal in die Arme hätte nehmen können. Aber wie heißt es so richtig im Worte Gottes: »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Weg nicht eure Wege!« Doch unser lebendiger Gott, der macht es schon richtig, merk dir das mein Junge. Lass dich nur nicht von jemanden irre daran

machen! – So und hier hast du meinen Schlüssel, du bringst ihn mir übermorgen spätestens wieder zurück. Und versprochen ist versprochen: Ihr unternimmt damit nichts Böses oder Gemeines, etwas, was Schaden für andere bedeutet. Komm, gebe mir deine Hand darauf.«

Hans schlägt in die breite, schwielige Hand ein. »Ein Jungscharler ist ehrlich, Herr Schmidt!« Mit einem frohen »Danke und auf Wiedersehen« verlässt Hans die alte Schmiede.

Es geht jetzt schon auf zwanzig Uhr zu. Wieder stehen Ruth und die Steffi vor dem Rathaus und gehen in das Zimmer des Bürgermeisters. Etwas versteckt hinter ihren Rücken hält Ruth einen Strauß Blumen und Steffi eine Indiacca. »Immer hereinspaziert«, begrüßt Herr Möller die beiden. »Ihr habt es euch doch nicht noch anders überlegt? Wird es jetzt doch nichts mit dem geplanten Dorf-Spiele-Tag oder wollen die anderen Jungscharler nicht mehr mitspielen? Geht es dir denn schon wieder gut, Ruth?« Richtig verlegen sehen die beiden Freundinnen aus. Ganz echt verlegen, muss jetzt gesagt werden.

»Herr Bürgermeister, wir bringen zum Üben für den Gemeinderat noch eine Indiacca.« Und Ruth mit dem berühmt-berüchtigten Augenaufschlag: »Ich wollte mich für Ihre Hilfe bedanken und mich entschuldigen, dass ich Ihnen solch eine Aufregung in das Rathaus gebracht habe.« Mit diesen Worten drückt sie dem völlig überraschten Dorfoberhäuptling den Blumenstrauß aus Mutters Garten in die Hände.

»Das ist ja zu nett! Das war doch wirklich nicht nötig! Es ist doch für mich eine Selbstverständlichkeit. Das hätte jeder andere doch auch getan.« Etwas unbeholfen steht

der große Mann mit dem Blumenstrauß hinter seinem Schreibtisch. Wo soll er nur mit solch einer unüblichen, unerwarteten Gabe hin? »Wartet einen Augenblick. Ich will schnell für die wunderschönen Blumen einmal nach etwas vasenähnlichen sehen und den herrlichen Strauß gleich ins Wasser stellen.« Der Bürgermeister geht wieder in das Nebenzimmer. Natürlich lässt er den Schreibtisch und den Schlüsselschrank für diese kurze Zeit, und bei diesem lieblichen Besuch, offen stehen.

Mit freudigem Gesicht kommt er aus dem Nebenraum und stellt die Blumen auf seinen Schreibtisch. Dass ein Schlüssel im Schrank an seinem Ring etwas wackelt, liegt sicher daran, dass der Nicht-Leichtgewichts-Bürgermeister sich zu sehr auf seinen Schreibtischstuhl hat fallen lassen. »Stehen die Blumen so richtig? Ich hatte leider keine schönere oder passendere Vase.« Ruth und Steffi sagen zu allem ›ja‹ und finden alles, was der Bürgermeister sagt, gut. »Nochmals, habt ganz herzlichen Dank. Das war wirklich nicht nötig. So könnt ihr jederzeit wieder in meine Sprechstunde kommen. Aber Ruth, du musst dann nicht jedesmal wieder in Ohnmacht fallen!« Der Bürgermeister lacht über seinen Spaß, die beiden Mädchen lächeln mit. Dann verlassen Steffi und Ruth sichtlich erleichtert und jetzt wirklich strahlend den Bürgermeister. Nach einer solchen guten Tat, da kann man doch nur strahlen.

Ja, es läuft alles glatt und nach Plan.

Feueralarm!

Es ist Dienstag. So kurz nach 19.00 Uhr. Vor dem »Tante Emma Laden« der Familie Meyer (das ganze Dorf freut sich, dass es ihn noch gibt) stehen drei Frauen in wichtige Gespräche vertieft. Bei Meyers wird nicht so genau auf die Ladenschlusszeit geachtet, hier erfährt man die neuesten Dorfnachrichten, hier kennt man sich noch. Da kommt auch schon die Steffi mit schnellen Schritten herbei. Sie grüßt die Frauen, geht die fünf Stufen zum Geschäftseingang herauf. Die Ladentür ist aber bereits verschlossen.

»Du kommst zu spät!«, ruft eine der Frauen Steffi zu. »Geh doch zur Haustür, Meyers geben dir bestimmt noch etwas!« Steffi antwortet ein höfliches ›Dankeschön‹, wendet sich um und bleibt wie angewurzelt erschrocken stehen. Sie starrt nach vorn, nach oben. Dann zeigt sie mit dem ausgestreckten Arm nach dort. »Da! Dort! Was ist das?« Sofort werden die drei Frauen aufmerksam, achten auf Steffi, folgen mit ihren Blicken deren ausgestreckten Arm.

»Was hast du denn? Was siehst du denn?«

»Ist da was?« »Dort oben! Bei der Husch-Mutter ihrem alten Haus!« »Was soll denn dort schon sein? Das Haus steht doch seit vielen Jahren leer.« Eine der Frauen hat sich auf die Zehen gestellt und sagt: »Ich sehe auch etwas. Das sieht richtig unheimlich aus! Wie so ein Spuk. Doch nein! Das sieht aus wie ein Feuer. Im Haus brennt es! Schrecklich! Aber ich kann es noch nicht genau sehen.« »Ich auch nicht!«

»Da, seht doch: Ein roter Schein! Er kommt aus dem Fenster!«

Die erregten Frauen überstürzen sich fast mit den Mitteilungen ihrer Vermutungen und Wahrnehmungen.

Schnell sind sie auf die Stufe neben Steffi geeilt, starren angestrengt zu dem Haus. Bis eine entschlossen und etwas entrüstet ausruft: »Wo bleibt denn da unsere Feuerwehr? Will denn keiner Alarm geben?« Mit entschlossenen Schritten geht sie nach unten und läuft ganz schnell zum Rathaus. Dort schlägt sie die Scheibe über dem Signalknopf ein, drückt auf den Knopf. Sofort beginnt auf dem alten Schulhaus die Sirene ihr schauriges Lied. Erst krächzt sie etwas, dann tönt es schallend über das friedliche Dorf: »Feuer! Feuer!«

Nun, so viel Beachtung für ihr Unternehmen ist Steffi eigentlich gar nicht recht. So viel Aufmerksamkeit hatten sie nicht erringen wollen. Ihr Spiel war nicht für so eine große Bühne geplant gewesen. Das wird jetzt eine Nummer zu groß für unser Erlebnisprogramm, denkt Steffi. Aber was soll es. Es ist nicht mehr zu ändern. Wir müssen weiter unsere Rollen spielen. Aber nun muss ich auch ganz schnell zu dem Husch-Haus. Gut, dass ich mein Fahrrad gleich dort an der Hecke stehen habe. Zugleich mit der Feuerwehr müssen wir dort sein, damit wir dem Klaus helfen können sich unbemerkt aus dem Haus zu entfernen, Ob das noch etwas wird mit unserer geplanten »Anti-Aberglauben-Rede«? Steffi hat so ihre Bedenken.

Auf dem Rathausplatz wird es mittlerweile sehr lebendig. Natürlich ist auch Bürgermeister Möller gleich aus seinem Amtszimmer gekommen. An der Rathhaustür ruft ihn die Frau, die den Alarm ausgelöst hat zu: »Im alten Husch-Haus brennt es lichterloh! Feuer ist es! Feuer!« Der Bürgermeister macht sofort wieder kehrt und eilt in sein Amtszimmer zurück um aus dem Schrank den Haustürschlüssel für das Husch-Haus mitzunehmen. »Für alle Fälle«, sagt er zu sich selbst. Nun muss er sich freilich

beeilen. Als Kommandant der Feuerwehr – die älteren Leute sagen hier noch »Hauptmann« – darf er doch nicht der Letzte sein.

Auch ist so ein Einsatz, bei dem fast das ganze Dorf zu sehen wird, ohne Uniform optisch nicht gut.

Feuerwehrlaute, Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit dem Auto, dem Moped, dem Fahrrad oder auch zu Fuß sind inzwischen auf dem Rathausplatz eingetroffen. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, der Fragen stehen die drei Frauen. Das ist nur gut für unsere Kletten. Aufgeregt erzählen die Drei, dass sie als allererste den Brand entdeckt und sogleich Feuersalarm veranlasst haben. Allen Versammelten aber ist es völlig unerklärlich, dass trotz allem genau Hinsehen aus dem Dach des alten Hauses keine Flammen schlagen und kein Rauch zu sehen ist. Richtig unheimlich wirkt dieses rotgelbe Licht. Es kommt aus dem einzigen, nicht mit einem Laden versehenen Fenster. In einer der Gruppen spricht eine Frau aus, was viele denken:

»Das ist ja richtig unheimlich, geisterhaft!« Und eine Männerstimme sagt aus, was andere denken: »Wenn das nur mit rechten Dingen zugeht? Wer weiß, wer weiß, was das bedeutet und wer dahinter steckt?« Gut ist es natürlich, dass niemand an die Kletten und ihre »ebenbürtigen« Schwestern denkt. Als Steffi auf Hans und Ruth trifft, natürlich waren diese schon bereit zum großen Auftritt, sagt sie nur: »Ganz schnell sofort nach oben.« Kein unbedachtes, überflüssiges Wort wechseln sie. Mit den Augen haben sie sich verständigt. Die Verschwörer wollen und dürfen sich nicht vorzeitig zu erkennen geben. Alles, was junge Beine hat oder einen fahrbaren Untersatz, ist unterwegs in Richtung des vermeintlich brennenden Hauses. Mit Blaulicht und Signalhorn setzt sich der

Feuerwehrwagen in Bewegung. Plötzlich ertönt eine Stimme: »Das Feuer ist aus! Ich sehe es nicht mehr!« Viele bemerken es auch und sprechen es nach. Wie von unsichtbarer Geisterhand scheint der Brand gelöscht zu sein. Kein Mensch war im Haus.

Die Feuerwehr trifft jetzt erst ein, die Männer rollen einen Schlauch aus zum nächsten Hydranten. Der Bürgermeister steht vor der Haustür. »Sollen wir die Tür einschlagen?«, wird er gefragt. »Wie ist es? ›Wasser marsch!‹, um die Scheune vor dem Übergreifen der Flammen zu schützen?« Der wehrt ab. »Seid ihr bereit? Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir die Tür öffnen. Ihr wisst, dann bekommt der Brand Luft und die Flammen können auch zu der Tür herausschlagen.« »Alles klar, Paul«, kommt die Antwort. »Zwei Mann neben mich. Nicht die Tür einschlagen. Ich habe einen Schlüssel!« Aus seiner Hosentasche holt er ihn heraus. Einen Augenblick zögert er noch. »Mach schon!«, ruft jemand aus der Menge, »oder hast du auch vor Geistern Angst?« Das lässt sich solch ein Mann wie Bürgermeister Möller nicht zweimal fragen. Entschlossen steckt er den Schlüssel in das Schloss und schließt auf. Fünf Jahre ist das nicht mehr geschehen.

Schwer lässt die Tür sich öffnen. Verquollen ist sie, quietscht und knarrt. Später werden ein paar Leute sagen, sie hätten ganz deutlich ein Stöhnen gehört. Stöhnen, wie wohl nur eine unerlöste Seele stöhnen kann. Die starken Lampen der Feuerwehrleute leuchten den kleinen Flur voll aus. Dort hinten die Tür führt in die Küche. Es brennt hier kein Feuer. Im ganzen Haus riecht es nicht nach Rauch und Brand. Es riecht nur nach ungelüfteten Räumen und nach Mottenpulver. Steffi, Ruth und Hans haben sich geschickt nach vorn durchgeschlängelt. Zugleich mit dem Bürgermeister und bei den Feuerwehrmännern stehen sie

im Flur. Nun könnte sich Klaus ganz harmlos und unauffällig, die Lampe unter seinem Hemd verborgen, zu ihnen stellen. In diesen Minuten der Aufregung und der großen Neugierde wird das ganz bestimmt niemandem auffallen. Denn, die Kletten, die gehören doch immer zusammen. Das weiß jeder im Dorf. Doch, wo bleibt denn Klaus nur? Warum kommt er nicht? Auf was will er denn noch warten? Wenn überhaupt, dann muss jetzt die Rede über den Unsinn und die Gefährlichkeit von Aberglauben gehalten werden. Warum kommt Klaus nicht? Ruth, die neben der geöffneten Tür steht, greift entschlossen in den Spalt zwischen Wand und Tür. Sie wird Klaus einfach hervorziehen. Aber, da wird ihr Erschrecken ganz groß, sie spürt keinen Klaus! Da ist niemand! Kein Klaus hat sich, wie abgesprochen, dort versteckt. Auch die Lampe steht nicht da. Wo ist denn jetzt nur der Klaus? Hoffentlich hat er sich nicht in einem der Zimmer versteckt. Finden ihn dort die Männer, dann gibt es Ärger. Großen Ärger! Dann wird kaum noch jemand an einen Streich glauben. Vielleicht werden sie sagen, dass er etwas in dem Haus stehlen wollte. Ruths Lippen zittern, als sie flüsternd die beiden anderen fragt: »Warum ist Klaus nicht hier? Wir müssen ihn suchen und finden!«

Alle Räume, auch die im Obergeschoss, werden nach einem Brandherd abgesucht. Erfolglos! Es gibt hier kein Feuer! Kein menschliches Wesen wird festgestellt. Entsetzlicherweise finden unsere Drei auch keine Spur von Klaus.

Der Bürgermeister drängt die immer noch Neugierigen aus dem Haus. In alle Räume sind sie mitgegangen. »Ihr Leute, geht hier raus! Geht wieder nach Haus, hier ist nichts zu sehen und zu finden. Es muss alles ein Irrtum gewesen sein. Vielleicht hat sich nur die untergehende Sonne in den Fensterscheiben gespiegelt.« Alle verlassen,

laut Vermutungen austauschend, das alte Haus. Auch die Drei, sie aber mit angsterfüllten Herzen. Der Bürgermeister schließt wieder die Haustür ab, versichert sich nochmals, dass die Tür wirklich zu ist. Den Schlauch haben seine Männer schon wieder aufgerollt. Der Bereitschaftswagen fährt ab. Viele Feuerwehrleute und Dorfbewohner treffen sich nachher im »Blauen Ochsen« wieder. Hier wird das Geschehen von allen Seiten beleuchtet und betrachtet. Die drei Frauen und andere bleiben bei ihrer Meinung. Sie haben das Feuer ganz deutlich gesehen. An den Tischen werden dann natürlich auch noch viele andere geheimnisvolle Ereignisse berichtet, dabei spielen vergangene hundert Jahre und mehr keine Rolle. Was ist nicht so alles im Dorf passiert? Ein unbeteiligter Gast würde sicher annehmen, er wäre bei einem ›Gespenster- und Geistergeschichten-Wettbewerb‹ anwesend. Der Rote Müller, erst jetzt war er von seiner Mühle in das Dorf heraufgekommen, stoppte die Erzählerrunde. Mit einem Schlag seiner großen Faust auf dem Wirtstisch schaffte er sich Ruhe und Gehör: »Macht endlich Schluss mit eurem dummen Geschwätz! Da kann man doch den Eindruck kriegen, ihr wäret alle noch Heiden und hättet eine Heidenangst vor Geistern!« Das Wort schlägt ein. Doch es ist zu spüren, bei Einigen herrscht Unsicherheit. Der Aberglaube steckt doch tiefer als es scheint.

Unten, am Hügel, auf dem das »Husch-Haus« steht, sehen sich drei völlig Verstörte an. Wie erschlagen stehen sie da. Ruth und Steffi weinen vor sich hin. »Klaus, unser Klaus, ist verschwunden. Es war doch unser Plan! Wie hatten wir uns die überraschten Gesichter vorgestellt. Waren wir nicht der festen Meinung gewesen, der Pastor, die Jungscharleiter, viele würden uns loben. Und jetzt? Die Männer der Feuerwehr haben das ganze Haus

abgeleuchtet. Wir waren doch dabei! Es muss etwas schreckliches im Haus mit unserem Klaus passiert sein. Was sollen wir nur unternehmen. Müssen wir nicht alles sofort jemandem sagen? Aber wem? Bei unseren Eltern, da gibt es gleich Ärger mit den Vätern und bei unseren Müttern Tränen und viele Vorwürfe. Natürlich rufen sie sofort die Polizei und den Bürgermeister an. Was sollen wir bloß machen?«

Klaus als Einbrecher

Vorsichtig, sich immer wieder umblickend, die Lampe in der Hand, war Klaus den Hügel zu dem alten Haus heraufgestiegen. Es wird wohl das Beste sein, sagt er sich, ich komme von rückwärts an das Haus heran. So sieht mich niemand aus dem Dorf. Gedacht, getan. Schnell geht er dann um das Haus. Den Schlüssel in das alte Schloss gesteckt. Jawohl, der passt genau. Opa Reinhard hatte wieder einmal recht. Dies war der echte Schlüssel zum »Husch-Muttel Haus«. Was ging die Haustür doch schwer auf. Wie sperrt sie sich. Wie quietscht es. Richtig unheimlich. Nun ja, diese Tür hier hat keiner mehr die letzten Jahre geöffnet. Und wie es erst riecht: Nach Motten und Moder! Na, unsere Mädchen, die hätten schnell hier die Panik bekommen und gleich wieder kehrte gemacht, denkt Klaus. Aber, so etwas unheimlich ist es hier doch. Dort ist die Tür zur Küche von Frau Husch gewesen. Nur ein einziges Fenster ist nicht mit einem Laden gesichert und verschlossen. Ja, von hier hat er die Übersicht auf das ganze Dorf. Das alte Haus hatte einfach eine tolle Lage. So, auf das Fensterbrett stelle ich die Warnlampe und warte, bis die Kirchturmuhr sieben schlägt, dann die Lampe angestellt. Komisch, eigentlich müsste es in so einem leeren Haus totenstill sein, aber es knackt und knarrt immer irgendwo.

Ob das Ratten sind? Oder die Holzwürmer in dem alten Gebälk? Angst, die hat der Klaus natürlich nicht. Auch würde er das nie zugeben. Aber, warum soll er nicht, wo es doch hier niemand hört, ein Lied der Jungschar vor sich herpfeifen? Das hebt bestimmt die Stimmung. Vor allem, wenn er an ihr großes Erlebnisprogramm von heute Abend denkt. Das wird was werden. Er, Klaus, hat allen

Grund bei guter Laune zu sein. In einer guten Stunde wird es im ganzen Dorf nur ein Thema geben: Die Kletten vernichten den Aberglauben. Wie werden der Pfarrer und die Jungscharleiter auf sie stolz sein. Aber vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn sie erst mit ihnen gesprochen hätten? Sie eingeweiht in ihre große Aktion: »Unser Dorf, ein vom Aberglauben befreites Gebiet!« Klaus beginnt laut zu pfeifen: »Wir sind die Junge Schar, haben einen Herrn, der führt uns wunderbar und ist niemals fern ...« So heißt der Text der ersten Strophe. »Moment mal«, sagt sich Klaus, »dann ist der Herr jetzt auch mit mir und bei mir im alten Haus der Mutter Husch.« Der Gedanke allein gibt ihm noch mehr Ruhe und Sicherheit. Halt, was war denn das für ein Geräusch? Das Klappen einer Tür? Unmöglich, er hatte doch hinter sich die Tür abgeschlossen. Werden doch wohl die Ratten in dem alten Gemäuer ihr Unwesen treiben. Na, hoffentlich machen die nicht allzu viel Schaden, diese gefährlichen Nager. Für alle Fälle, Klaus greift in seine Hosentasche, hat er sein Klappmesser mitgenommen. Sicher ist sicher. Man kann ja nie wissen. So, die Turmuhr beginnt zu schlagen. Der erste Schlag. Es geht ja wie am Schnürchen. Dort unten kommt Steffi um die Ecke. Nun kann es losgehen. Ein paar Frauen stehen vor Meyers Laden im Gespräch vertieft. So hatten sie es sich vorgestellt.

Klaus drückt auf den Lampenknopf. Diese beginnt zu leuchten und der Schein zu kreisen. Schade denkt Klaus. Ich würde mir das auch gern von unten ansehen. Na, die drei andern werden es mir schon ausführlich erzählen.

Um noch genauer das Dorf und den Rathausplatz beobachten zu können, hat sich Klaus ein Stück der Fensterscheibe gesäubert. Nun kann er alles besser erkennen. »Es geht los«, murmelt er vor sich hin. Er sieht, wie Steffi

nach oben zeigt. Die drei Frauen kommen zu ihr. Aber da läuft eine doch gleich wieder herunter. Wo will die denn hin? Alles geht nach Plan. Doch was ist das? Da setzt doch die Sirene ein. Feueralarm! Das war aber nicht geplant. Hoffentlich wird die Geschichte nun nicht eine Nummer zu groß!

Klaus ist mit Sehen und Selbstgesprächen so mit sich selbst beschäftigt, dass er die leisen, schleichenden Schritte hinter seinem Rücken völlig überhört hat. Ganz erschrocken fährt er zusammen, als plötzlich eine Hand sich auf seine Schulter und eine andere sich auf seinen Mund legt. Das sind große, starke Hände, das spürt er deutlich. Klaus will sich herumdrehen, nach dem sehen, der hinter ihm steht. Da ist er richtig überrumpelt worden. An sein Klappmesser in der Hosentasche denkt er nicht mehr in diesem Augenblick. Es wird nur eine halbe Drehung. Ist er umgedreht worden? Von dem Besitzer dieser großen, groben Hände? Erkennen kann er trotz seines Erschreckens: Vor ihm steht eine große Gestalt, mit einem langen Bart. Ist das Gesicht so finster oder liegt das an dem wenigen Licht? Wer kann das sein? Was will der hier? Was will er von mir? Der Sohn von Frau Husch kann das nicht sein. Dessen Bild hat er in der Küche gesehen. Der sieht anders aus. Die Gedanken jagen Klaus nur so durch den Kopf.

Jetzt versucht der ›Bartmann‹ Klaus vom Fenster in die Küche zu ziehen. Aber, mit einer Klette geht das nicht so schnell. Klaus hat sich wieder gefangen, trotzdem er gefangen ist. Festnehmen, einschüchtern, das lassen sich Kletten nicht gefallen! So beißt Klaus erst einmal zu. Kräftig beißt er zu! Er hat ein gutes Gebiss. Wie sagte Schwester Ruth neulich noch: »Ein richtiges Raubtier-Gebiss hat unser Klaus!« Einen Finger hat er erwischt. Das schmeckt

nicht gerade gut, scheint aber zu wirken. Das muss schön schmerzhaft sein. Schwierig und hart ist dieser Finger. Auch eine Antwort erhält Klaus sofort. Er hört einen Fluch in einer fremden Sprache, die Hand wird von seinem Mund genommen. Doch ehe Klaus schreien oder etwas fragen kann, erhält er von dem Besitzer des gepeinigten Fingers eine saftige Ohrfeige. Ob Klaus will oder nicht, ihm kommen davon die Tränen. Doch Klaus ist hart im Nehmen und im Geben. Der Mund wird ihm wieder zugehalten, doch er tritt zu. Mit aller Kraft tritt er dem stöhnenden Mann gegen ein Schienbein. Das soll Signal und Warnung sein: »Ich bin voller Zorn! Aufgepasst! Mit mir kann keiner machen was er will! Ich wehere mich! Ich schlage zurück!« Ein halb unterdrückter Schmerzensruf, es folgt wohl ein Fluch in der selben fremden Sprache. Doch dieser Tritt hat Klaus nicht befreit, nicht viel geholfen. Da muss noch eine zweite Person sein. Klaus hat sie nicht gesehen, aber diese stülpt ihm einfach einen Sack über den Kopf. Einen alten Kartoffelsack, das muss Klaus zu seinem Bedauern gleich feststellen. Ganz bestimmt war es einer, mit dem die Husch-Mutter ihre Kartoffeln vom Acker heimholte. Der Sack ist voller Staub, Sand und Erde. In vielen Jahren so richtig getrocknet. Sofort dringt der Staub Klaus in den Mund, die Augen und die Nase. Klaus meint, er müsste ersticken. Er schluckt und spuckt, spuckt und schluckt. Jetzt nehmen sie ihn mit dem Sack hoch und tragen ihn weg. Nun haben sie ihn auf den Boden geworfen. Einen Strick oder Riemen binden sie um seinen Leib, einen um seine Füße. Dadurch sind seine Arme an den Körper gepresst. Groß rühren und bewegen kann er sich nun nicht mehr.

»Aufpassen muss ich«, sagt sich Klaus. »Alles muss ich mir genau einprägen, das ist wichtig für später, wenn ich frei

bin oder freikommen will.« Im ersten Augenblick war er so erschrocken, dass er vor Angst gezittert hat. Nun ist er viel ruhiger. Da ist doch sein ›Blutsbruder‹ Hans und die Ruth und die Steffi, die werden ihn hier rausholen. Ganz schnell werden die merken, dass er in Gefahr ist. Die lassen mich nicht im Stich! Dann denkt er an das vergangenen Zeltlager. Die Bibelarbeiten fallen ihm ein. Da haben wir doch über den Josef gesprochen. Der war in ganz schreckliche Ereignisse verwickelt worden. Gefangen war er gewesen. In eine Grube hatten sie, die Brüder, ihn geworfen. Haben wir nicht jeden Morgen die Lagerlosung gemeinsam gesprochen: »Gott macht es gut!« Das hatte er beim Josef getan, Klaus spuckt Kartoffelstaub und flüstert: »Ja, Herr, du wirst es auch mit mir wieder gut machen. Darauf vertraue ich. Amen.« Und nach einem Augenblick, er ist eben der Klaus: »Jetzt bin ich gespannt, sehr gespannt, wie du das bei mir machen wirst.« Aber viel weiter kommt Klaus nicht mit seinen Gebeten. Plötzlich wird gesprochen, gesprochen in einem harten Deutsch: »Wenn ganz still, du bald wieder bei Mattka; ganz still, denn wenn nicht ganz, du bald in Höllenfeuer oder Himmel!« Das waren doch klare Worte. Da wusste Klaus, wo er dran war. Dieser Mann musste irgendwoher aus Osteuropa kommen. Was will der nur in unserem Dorf? Was wollen sie hier im alten Haus? Zu stehlen und zu rauben, da gibt es nichts Lohnendes. Wobei haben wir diese Leute nur gestört? Wir mit unserem Erlebnisprogramm?

Vielleicht haben sie in dem leeren Haus nur nach einem Versteck gesucht? Oder wollen von hier aus die Gegend unsicher machen? Ob das gar Mafiosi sind? Wenn ich erst einmal hier wieder heraus bin, dann werden wir Kletten diesen Burschen einmal zeigen, wer wir sind, was wir können, was eine deutsche ›Harke‹ ist.

Alle diese Gedanken und Einfälle gehen Klaus durch den Kopf. Dabei spuckt er immer noch Kartoffeldreck aus. Aber dieses hindert einen bekannten Blitzdenker wie den Klaus natürlich nicht am Denken. Warum sie ihn weggeschleppt haben, das ist ihm schon lange klar. In diesem Versteck, er nennt es Verließ, sollen die anderen ihn nicht finden. Darum auch die Bedrohung zum Schweigen. Recht deutlich kann er über sich den Schritt schwerer Schuhe und Stimmengemurmel hören. Das ist bestimmt die Feuerwehrmannschaft. Die Turnschuh-Schritte von Steffi, Ruth und Hans kann er freilich nicht hören. Aber, die drei sind sicher hier im Haus. Wenn er losschreit? Einfach schreit? Da überlegt er nicht lange, öffnet seinen Mund.

Doch da ist wieder diese Stimme. Als ob der Mann hätte durch den Sack sehen können oder richtiger durch die Stirn von Klaus: »Still! Du, still! Sonst ...!« Die Stimme klingt so, dass er es lieber nicht tut. Klaus bleibt still und über ihm wird es ebenso still. Ganz leise hat er noch die Stimme des Bürgermeisters hören können.

Dann hört er das Wegfahren der Feuerwehr. Und jetzt? Was kommt nun?

Die beiden Mädchen sind für ein offenes Gespräch mit den Eltern. Hans will das auf keinen Fall. Er ist total dagegen. Er will Klaus allein suchen gehen. Wenn die Mädchen schon nicht mitmachen, dann sollen sie wenigstens schweigen, bis er den Fall geklärt hat. »Aber das geht doch gar nicht!«, sagt Ruth. »Ich werde doch gleich nach Klaus gefragt, wenn ich nach Hause komme.« »Dann, es hilft alles nichts, musst du sagen, er ist bei mir. Will die Nacht hier bleiben. Und du selbst, Ruth, fragst auch gleich, ob du bei uns schlafen kannst. Morgen sind ja noch Schulferien. Wie ich deine Eltern kenne, erlauben sie

es dir. Außerdem, wenn ich Hilfe brauchen sollte, dann ist Steffi nicht allein.« Der Plan von Hans leuchtet den beiden Mädchen ein. Hans ist eben einer der Jungen mit einem hellen Kopf.

Bei Müllers wird erst gebrummt. So recht ist es den Eltern von Klaus und Ruth nicht. Zu viele unerklärliche, aufregende Dinge sind heute im Dorf geschehen, das sonst so ruhig ist. Nach erneuten Bitten bekommt aber Ruth doch für sich und Klaus die Erlaubnis.

Als Ruth dann, beladen mit zwei Schlafsäcken, Nacht- und Waschzeug, sich verabschieden will, bekommt sie noch eine »lange Latte« von Ratschlägen und Ermahnungen mit auf den Weg: »Benehmt euch anständig. Macht keinen Unsinn! Redet nicht die ganze Nacht durch! Steht morgen nicht zu spät auf! Helft beim Abräumen und beim Spülen! Auf Fragen antwortet höflich. Klaus soll nicht frech sein! Und vergesst mir das Bitte und Danke sagen nicht!« Ruth weiß, die herzensgute Mutter meint es wirklich nur gut mit ihnen. Die beste Antwort ist und bleibt immer: »Ja, ist doch klar!« Natürlich wird auch in der Familie von Steffi und Hans über die Ereignisse vom Husch-Haus gesprochen. Spannend aber wird es erst, als der Vater sagt: »Als ich mir gestern Abend noch einmal unseren herrlichen August Sternenhimmel betrachten wollte, ihr wisst ja, da sieht man auch die meisten Sternschnuppen, da war es mir, als ob oben am alten Haus im Fenster ein Licht geleuchtet hätte. Dann musste ich über mich selber lachen. Das Haus steht doch fünf Jahre leer! Also war es nur der Widerschein einer Sternschnuppe.« Voller Erregung hat Hans seinem Vater zugehört. Ein Lichtschein am Fenster? Gestern Nacht? Da stimmt doch was nicht! Frau Köhler sagt schmunzelnd zu ihrem Mann: »Karl, du hast keine Ahnung. Da sieht man es wieder:

diese Männer! Deine blühende Phantasie ist mit dir durchgegangen. Sechs Jahre keine Fensterscheiben geputzt und du willst etwas gesehen haben! Ausgeschlossen! Völlig ausgeschlossen! Da spiegelt sich gar nichts mehr!« Vater Köhler lenkt gleich ein: »Wisst ihr, wegen solcher Kleinigkeiten streite ich mich doch nicht mit euch herum.« Köhlers Karl, wie er im Dorf genannt wird, ist immer für den Frieden, gibt gern nach und anderen recht. Ob vielleicht gerade darum und deswegen sein Sohne- mann Hans vom ganz anderen Schlag ist? Wer weiß es? Wer weiß es? Und so könnte Vater Köhler es sich selbst nicht in den kühnsten Träumen vorstellen, dass sein Hans bald ausgerüstet mit Fahrtenmesser, Taschenlampe und Trillerpfeife das Haus verlässt, da er das Geheimnis um das Haus der Frau Husch aufklären will.

In Steffis kleinen Zimmer tagt vorher der Kriegsrat. Völlig klar: Die Mädchen bleiben im Haus. Immer eine hat am Fenster Wache. Hans wird, so bald er etwas entdeckt hat, vom Hügel herunter Blinkzeichen geben. Die Mädchen sollen ebenso zeigen, dass sie bereit sind sofort zu Hilfe zu kommen, Blinkzeichen und Pfiff heißt: Sofort Vater wecken, er muss helfen kommen. Ruth will die erste Wache übernehmen. Wenn sie das Blinkzeichen sieht, dann soll sie sofort zurück blinken, damit Hans weiß, dass die Mädchen kommen werden. Die bleiben in ihren Jog- ginganzügen, nur die Schuhe werden ausgezogen.

Als Hans für seine nächtliche Erkundung ausgerüstet, die Schuhe in der Hand, das Zimmer seiner Schwester verlas- sen will, sehen die beiden Mädchen sich an und sind sich einig. »Hans, so nicht!« Der bleibt unschlüssig an der Tür stehen. Hat er denn etwas vergessen? »Was habt ihr denn noch? Ist etwas unklar? Los, sagt schon! Ich habe wirklich

keine Zeit mehr. Denkt daran, es geht um Klaus!« Hans ist schrecklich aufgeregt und ungeduldig. Diese Mädchen! Steffi sagt nur ein Wort: »Hilfe!« und zeigt mit ihrer rechten Hand nach oben. Das Zeichen versteht Hans auch ohne viel Worte. Er weiß, was für Hilfe Steffi meint. »Ja, aber das können wir machen, wenn wir den Klaus gefunden haben. Ihn finden, das ist im Augenblick das Wichtigste. Es geht vor. Beten, das läuft nicht davon, das können wir immer noch!« Hans kann die Mädchen nicht verstehen. Natürlich hat er nichts gegen ein Gebet, keinesfalls. Er ist doch Häuptling einer Jungschar-Gruppe. Aber jetzt, jetzt muss gehandelt werden. Doch Steffi und Ruth schütteln ihre Köpfe. »Hans, gerade jetzt! Sofort! Nicht ohne Gebet. Du weißt, in den Psalmen steht: ›Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen‹.« »Ihr habt ja recht, aber ...« »Nichts ›aber‹, Hans!« Wie können doch Mädchen hartnäckig sein, denkt dieser. Später wird er das in »Treu und Gläubig« umändern.

So stehen die drei dann zusammen und sprechen von ihrer Angst und Sorge mit dem, der gesagt hat: »Wenn ihr mich von ganzem Herzen bitten werdet ...« Schnell will Hans zur Tür. Nun sagt Ruth plötzlich: »Halt, Hans!« »Was ist denn jetzt noch wieder?« Hans ärgert sich. »Wenn du denkst, ich singe mit euch noch, dann liegst du total daneben. Ich hau ab!« Ruth ist unbeirrt »Du, Hans, als wir eben zusammen Amen sagten, fuhr es mir so durch den Kopf.« »Hör auf, seid still!« »Nein, mir wurde klar, wir sollten den alten Reinhard, unseren Schmied, die ganze Wahrheit sagen. Wenn einer uns verstehen kann, dann er. Wenn einer bereit ist zu helfen ohne uns zu verurteilen, dann er. Er hat uns den Schlüssel gegeben. Morgen sollen wir ihn zurückbringen. Du hast es versprochen.« »Aber, wir haben

den Schlüssel nicht mehr, wissen es auch nicht, wo unser Klaus jetzt steckt. Aber wenn ich mir das so überlege, deine Einfälle sind nicht schlecht. Wie kommst du auf einmal darauf? Ich hätte da selber nicht daran gedacht.«

»Ich meine«, sagt Ruth, »Wenn du vorhin gleich losgerannt wärest, dann hätte ich dir es nicht mehr sagen können und wer weiß, ob ich ohne Gebet überhaupt den Gedanken bekommen hätte?« Aber die letzten Worte von Ruth hat Hans nicht mehr richtig gehört. Auf »leisen Sohlen« schleicht er zur Hintertür und durch den Garten ist er im Dunkel der Nacht verschwunden. Natürlich legt sich auch Steffi nicht schlafen. Wie könnte sie nur nach all dieser Aufregung? Die beiden Mädchen sitzen schweigend am Fenster und sehen angestrengt nach dem Hügel mit dem Haus von Mutter Husch. Nach einiger Zeit, als von dort immer noch kein Blinkzeichen kommt, sagt Steffi: »Hast du eben auch gebetet?« »Du auch?«, kommt als Antwort die Gegenfrage. »Weißt du Ruth, wir haben jetzt so viel Anliegen, da hilft kein Drei-Minuten-Gebet.« »Mit fällt immer mehr ein. Auch dass unser Schmied noch auf ist und mit Hans losgeht und, ach weißt du, ich mache mir doch so schrecklich viele Sorgen um unsere Brüder. Stell dir nur vor, Hans geht auch in dieser Nacht verloren! Ich darf gar nicht daran denken.«

»Was sollen wir nur machen? Hier sitzen bleiben? Vielleicht ist es schon zu spät, wenn das Signal mit der Taschenlampe kommt. Wir hätten sie nicht allein gehen lassen sollen! Dass du so ruhig bist, Ruth, es geht doch um deinen Bruder!« »Ich bin erst eben ruhig geworden. Vorhin habe ich auch gezittert und wusste nicht wohin mit meiner Angst und wie das alles noch werden soll.« »Und? Wieso bist du jetzt ruhiger?«

»Ich klammere mich, es fiel mir wieder so ein, an ein Wort der Bibellese von letzter Woche: ›Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid‹, sagt Jesus Christus. Sind wir doch, ging es mir durch das Herz, total beladen, verängstigt, ohne eigene Hilfsmöglichkeiten und da habe ich eben abgeladen, umgeladen. Auf Jesus Christus, unseren Heiland.« »Und du meinst, jetzt kann keinem mehr etwas passieren? Alles wird gut?«

»Ich weiß nur, dass ich alle Angst und Verzweiflung über unseren Misserfolg Jesus gesagt habe. Er wird auch den rechten Ausweg wissen. Ich bin einfach ruhig geworden. Ich vertraue dem, der Herr über Sünde, Tod und Teufel ist.«

Auf der Suche nach Klaus

»Gott sei Dank!«, sagt Hans, als er oben in einem der Zimmer des Schmiedes noch Licht brennen sieht. Und auf einmal ist das nicht so ein Herreden. Hans meint es ganz ernst. Nochmals sagt er: »Danke, Herr Jesus!« Schnell sucht er einige Steinchen und schon fliegt der erste durch das geöffnete Fenster in das Zimmer.

»Was soll das denn?«, hört er des Schmiedes Stimme. Als ein zweiter kleiner Stein durch das Fenster fliegt: »Jetzt reicht es aber, gleich komme ich mit dem Vorschlaghammer!« Aber es erscheint nur im Fensterrahmen der kantige Kopf des alten Schmiedemeisters. »Ich bin es, der Hans«, ruft dieser halblaut nach oben. »Das merke ich schon«, brummt der gewaltige Bass vom Fenster runter. Hans ist nun noch verwirrter. Das weiß er schon? Wieso denn? Für sein Alter ziemlich schnell ist Onkel Reinhard an seiner Tür, schließt auf und lässt Hans in sein kleines Arbeitszimmer herein. Diesen Raum kennt Hans von manchen Besuchen und Bitten um Hilfe. Meisterbrief und Ehrenurkunden bilden fast einen Tapetenersatz. Dann hängt da noch ein Bibelspruch: »Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus meiner Hand reißen!« Johannes 10,11. »Nun Hans, heraus mit der Sprache, was ist passiert?«

»Woher wissen Sie ...« »Du sollst reden und nicht fragen, also ...«

»Der Klaus! Der Klaus ist verschwunden! Einfach weg! Und wir wollten doch, er sollte doch ...« Vor Aufregung, die sich zu lösen beginnt, kann Hans kaum mit ganzen Sätzen die ganze Geschichte hervorstoßen. Aber dann erzählt er alles, bis zu dem Augenblick, wo Ruth leise

rufend zwischen Wand und Tür greift. »Sie haben doch alles abgeleuchtet und gesehen, die Männer von der Feuerwehr. Da war wirklich niemand. Da muss etwas ganz Schreckliches passiert sein. Bitte, helfen Sie uns, Herr Schmidt! Wir haben niemandem sonst etwas verraten, ich meine: gesagt oder um Hilfe gebeten!«

»Da habt ihr sicher recht getan«, brummt der Alte sich in seinen Bart. Dann hat er plötzlich Hans die Hand auf die Schulter gelegt und sagt: »Hättest du mir doch gleich genau gesagt, was ihr vorhattet, dann wäre sicher alles anders ausgegangen!« »Aber ich hatte doch Angst, Sie würden uns nicht verstehen und die ganze Sache verbieten oder unseren Eltern verraten.«

»Wenn der Klaus in dem alten Haus der Husch-Mutter verschwunden ist, dann muss ich dir auch etwas verraten, was hier im Dorf nur zwei wissen und vielleicht – Gott sei es geklagt – woanders einige zu viel.« Während dieser für Hans rätselhaften Worte hat sich der Meister seine derben Wanderschuhe angezogen, über sein Hemd zieht er jetzt einen dunklen Pulli. Er nimmt einen schweren Eichenstock, die Dorfkinder sagen vorlaut, der wäre ›Marke Rübezahl‹.

»Das ist nämlich so: Der Husch-Wilhelm, der hat auf Förster studiert. Seine Mutter war unheimlich stolz, dass ihr einziger Sohn – drei Kinder waren gestorben – das geschafft hat. Dann hatte er eine Forstmeister-Anstellung bekommen als Forstdirektor eines Fürsten, der ganz große Wälder in Oberschlesien und in Polen hatte. So jetzt bin ich für das Unternehmen fertig. Halt! Ich nehme mir noch ein Hämmerchen mit. Denn erstens kann man ja nie wissen und zweitens beruhigt es und drittens schadet es nichts. So, das nimmst du. Was hast du denn mit, Hans?« »Trillerpfeife und Taschenlampe.«

»Nicht schlecht. Moment mal, wie konnte ich es nur vergessen!« Er geht nochmals in sein Arbeitszimmer und holt aus einem Kasten ein Bündel verschiedenster Dietriche und eine kleine Kneifzange. Auf seinen Kopf stülpt er sich einen alten Filzhut. Richtig verwegen sieht er nun aus. Dazu die vor Jagdfieber funkelnden Augen. »Wir gehen dahinten den Ausgang hinaus. Da werden wir nicht gleich vom Haus aus gesehen.« »Aber wer soll uns denn sehen?«, sagt sich Hans, »außer dem Klaus. Und das sieht so aus, als ob er sich in Luft aufgelöst hat – also kann dort niemand sein.«

»Ich will dir noch weiter erzählen«, fährt der Alte fort. »Im Januar nahm der Wilhelm, ganz kurz bevor die russischen Truppen 1945 ihre Großoffensive begannen, das viele Silber, Tafelgeschirr und Leuchter; auch die Pfarrer der umliegenden Dörfer hatten das Wertvollste aus ihren Kirchen in das Schloss gebracht, weil sie meinten, das wäre alles viel sicherer als in ihren Kirchen und Pfarrhäusern. Das hat er mit zwei treuen Leuten in den Wäldern vergraben. Als die Russen kamen, gab es kurze und erbitterte Kämpfe. Wilhelm kam in Gefangenschaft. Es war eine schreckliche Zeit. Erfroren, verhungert, erschossen, so ging es in den ersten Wochen.

Dann kam die Geheimpolizei. Es reichte: Wilhelm, Offizier und Fürstlicher Forstmeister, erhielt lebenslänglich! Da konnte er noch Gott danken, dass sie ihn nicht gleich, wie viele andere Gefangene, zum Tode verurteilt hatten. Als Wilhelm dann nach der Gefangenschaft und Sanatorien wieder hier war, sagte er: ›Der Fürst hat mir vollkommen vertraut, mir das Schloss mit all seinen unersetzlichen Kostbarkeiten in die Hand gegeben. Ich will wenigstens versuchen das Silber wieder zu holen.‹ Nur diesen einen Gedanken hatte er noch. Der Pastor und ich haben

abgeraten. Er war der festen Überzeugung: Gott hat mich aus all dem Schrecken errettet und sagt mir dadurch, jetzt hilfst du denen, die dir vertrauten. Wilhelm hat, was keiner im Dorf ahnt, bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt. War auch schon wieder ungesehen im elterlichen Haus. Darum, wenn Klaus verschwunden ist, dann ist er bei Wilhelm oder ...«, und der Schmied blieb stehen, »... oder da ist so eine Mafia auf die Spuren von ihm gekommen. Dann wird es ernst, Junge.«

»Sie meinen, Onkel Schmidt, der Klaus ist in Händen der Mafia? Das, das wäre entsetzlich! Was machen wir dann?« Hans stockt bei diesem Gedanken fast der Atem.

»Auf Gott vertrauen. Und die Augen offen halten, die uns der Herrgott gegeben und die Fäuste und Hände bereit. Hast du denn im Konfirmanden-Unterricht nicht gelernt: ›Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält? Und darum, wir gehen jetzt zu dem kleinen Wäldchen, Zahnbürste wird es ja im Dorf allgemein genannt, von dort dann in die Scheune.«

»Aber warum denn in die baufällige Scheune?« »Ganz einfach, die hat nämlich einen Keller.« »Aber, wenn wir Spuren vom Klaus finden wollen, dann müssen wir doch ...« »... gegeben hat und noch erhält ... von diesem Keller führt ein Gang in das Wohnzimmer. Es gab immer schon in dieser Welt schlimme, gottlose Zeiten und so ein altes Haus hat halt seine Geheimnisse.« Jetzt hört Hans auf zu fragen. Der alte Mann mit seinem Gottvertrauen verbreitet einfach ebenso Vertrauen.

Das Geheimnis des Husch-Hauses

Noch eine ganze Zeit ist es in dem Keller totenstill. Dann vernimmt Klaus mit angestrengt lauschenden Ohren das Flüstern in einer fremden Sprache. Wenn Klaus doch nur verstehen könnte, was sie reden. Das Ganze muss ja einfach ein Irrtum sein. Die beiden Landstreicher wollten wohl in dem leeren Haus übernachten und haben Angst bekommen. Klaus wird ihnen erklären, dass er nicht zur Polizei gehen wird und das es besser ist, sie lassen ihn bald los, sonst bekommen sie noch Ärger mit Klausens Eltern und da sind ja noch die Drei. Klaus überlegt sich schon seine gute Rede. Hoffentlich verstehen die beiden auch genug Deutsch. Doch seine Überlegungen werden jäh unterbrochen durch dumpfe Schläge. Wollen die denn das ganze Haus abreißen. Das dröhnt vielleicht hier in dem Kellerloch! Da müssen doch noch andere Gründe hinter seiner Gefangennahme stecken. Klaus wird es mulmig zumute. Aber dann muss er wieder an den Josef denken. Den wollten sogar seine eigenen Brüder umbringen. Aber Gott, na klar! Was ihn da so an der Seite drückt, das ist sein gutes Lagerklappmesser. Er müsste versuchen die Hand bis zur Tasche zu bekommen. Auf jeden Fall: Den Strick bekommt er dann schon durch und was das Laufen angeht, da ist Klaus der schnellste und ausdauerndste Läufer seiner Klasse. Jetzt hört er das Poltern von Steinen. Und laute freudige Ausrufe. Die Männer müssen das gefunden haben, was sie gesucht hatten. Nach einiger Zeit dringen sich nähernde Schritte an das Ohr von Klaus. Und dann hört er: »Wir haben! Doch das nur ganz wenig. Wo anderes? Du sagen? In welchem Wald oder Keller?«

Sie fragen ihn doch nicht! Das begreift Klaus schnell. Da muss also noch jemand hier sein! Wer ist das? Um was

geht es? Und dann eine Stimme, Klaus meint er hätte sie schon einmal gehört: »Wenn ihr den Jungen und mich loslasst, dann zeige ich euch einen Plan!«

»Plan ist gut! Du musst aber mit. Plan vielleicht falsch. Du lachen. Wir nicht dumm. Du geben Plan.«

»Du kommen mit. Zeigen uns, wo vergraben Silber und Gold. Plan wenn stimmt, du fahren nach Deutschland!«

»Und was habt ihr mit dem Jungen vor, da im Sack?«

»Wir lieben kleines Kind. Wir lassen ihn hier. Wenn deutscher Junge schlau, kommen bald frei ...«

»... und wenn nicht, dann ist er, bis ich von euch freigelassen werde, hier im Keller verhungert. Nein, da mache ich nicht mit. Bringt mich um, dann werdet ihr auch nicht an das übrige Zeug kommen. Ich habe dem Tod im Krieg und in der Gefangenschaft zu oft in das Gesicht gesehen, der schreckt mich nicht. Außerdem weiß ich, dass mein Leben immer in Gottes Hand ist und mein Tod mich wieder zu ihm zurück bringt.«

Was jetzt gesagt wurde, konnte Klaus wieder nicht verstehen, denn die beiden führten in ihrer Muttersprache eine ziemliche – nach der Lautstärke zu schließen: harte – Auseinandersetzung. Klaus wird es klar, der andere, den er bisher nur gehört hatte, muss der vermisste Sohn von der Husch-Muttel sein. Es ging um verborgene, große Schätze, aber woher nahm dieser Mann seinen Mut? Ob er, Klaus, in so einer Lage den noch hätte?

Der setzt sich für einen ihm unbekanntem Jungen ein, ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben. Klaus hat ja Zeit zum Überlegen und Nachdenken. Um ihn kümmert sich niemand. Er ist doch auch für diese Leute völlig störend und unverhofft hier aufgetaucht. In der Zwischenzeit scheinen die beiden Männer, die Mafiosi, so hat sie Klaus schon

benannt, sich verständigt zu haben: »Gutt O.K.! Dobsche, wir bringen dich zu gutt Freind. Dann wir machen Jungen los, du zeigen uns Plan, wir fahren in Heimat unsrige, graben nach Schatz, du gehen nach Deutschland!«

»Ich muss aber erst einen Beweis haben, dass ihr den Jungen losgelassen habt, sonst werdet ihr von mir nichts hören!«

»Wir bringen dir Sack und Dokument von Jungen.«

»Gut, dann also los, ich bin bereit. Ladet ein und los. Je eher und schneller, um so besser!« »Du uns gutt verstanden.«

Klaus hört mehrfach ein Klirren von Metall dazwischen die Stimme in Deutsch. »Packt diese wertvollen Sachen doch vorsichtiger ein und an. Das leidet ja alles. Ihr bringt euch so nur um gutes Geld!«

Da wurde also eingepackt und mitgenommen. Dann wird es um Klaus still. »Nur Ruhe, wie hatten sie in Geschichte gehört, hatte einmal der Kommandant von Berlin drucken lassen: ›Ruhe ist die erste Bürgerpflicht‹.« Klaus spricht vor sich hin: »Ruhe ist die erste Klettenpflicht!« Dann fängt er an seine rechte Hand zu bewegen, den Strick muss er lockern, an sein Messer muss er kommen.

Hans und sein Begleiter sind auf der Anhöhe angelangt. Friedlich liegt ihnen das vertraute Dorf zu Füßen. In vielen der Häusern brennt noch Licht. Selbstverständlich ist auch im ›Blauen Ochsen‹ noch alles beleuchtet. ›Festtagsbeleuchtung! Dort wird ganz bestimmt viel über den rätselhaften Feueralarm diskutiert und spekuliert werden. Mit der fortgeschrittenen Zeit und dem reichlichen Genuss des scharfen, stark alkoholhaltigen ›Feuerlöschwassers‹ steigert sich neben dem Geräuschpegel auch

die Phantasiefähigkeit. Dort unten schräg rechts von ihnen an dem kleinen Dachfenster, da sitzt Ruth oder Steffi und wartet auf das verabredete Zeichen. Beinahe wäre Hans ins Träumen gekommen, doch da fühlt er plötzlich die schwielige Hand des Alten auf seinem Mund, die andere drückt auf seine Schulter, so dass er schon von selber auf die Knie geht. Hans hat sofort verstanden, das heißt: Schweigen und auf die Erde!

Denn da rollt doch tatsächlich ohne Licht, im Leerlauf auf dem Waldweg, aus dem kleinen Wäldchen hinter dem Haus ein PKW.

Hans und der Schmied liegen im hohen Gras. Nur gut, dass hier seit langer Zeit keiner mehr gemäht hat. Voller Spannung starren sie dem geheimnisvollen Wagen entgegen. Der Wagen hält an, der Fahrer steigt aus und eilt zur Scheune. »Soll ich nach dem Zündschlüssel gucken?«, flüstert Hans dem neben ihm liegenden Reinhard zu. Der antwortet mit einem Kopfschütteln. Spähend und abwartend bleiben die beiden liegen. Nach einiger Zeit kommt der Fahrer des Wagens wieder aus der Scheune heraus. Er trägt schwer an einem Sack, den er behutsam in dem großen Kofferraum verstaut. Wieder eilt er in die Scheune und kommt mit einem Sack zurück. Jetzt folgen aber dem Mann, dem Sackträger zwei andere Gestalten. Der eine der beiden wird irgendwie geführt, er macht ganz kleine, unsichere Schritte, Trippelschritte. Diese beiden nehmen auf dem Rücksitzen Platz, der Sackträger setzt sich an das Steuer. Ohne Licht startet er, wendet im Mondschein den Wagen und fährt auf dem Waldweg in Richtung Landstraße davon. Unsere beiden heimlichen Beobachter springen auf.

»Wir müssen hinterher!«, ruft Hans. Doch wie? Klaus war nicht dabei. Wo mag er nur sein? Vielleicht haben diese

Männer ihn schon vorher verschleppt? Was hat da in den beiden Säcken so leise geklirrt? Die alte Frau hatte doch sicher in ihrem Haus keine Schätze verborgen. Wer waren die Männer? Mafiosi, die sich hier ein sicheres Versteck erhofft hatten? Oder war etwa Klaus noch in diesem Haus? Ob die drei nochmals zurückkommen. Fragen über Fragen, die durch den Kopf von Hans rasen.

»Wir brauchen Verstärkung!«, befiehlt der Schmied. Vielleicht steckt in dem Haus noch eine ganze Bande? Schon hat Hans die Taschenlampe in der Hand. Der Schmied nickt nur. Hans gibt das Zeichen. Aus dem Dachfenster von Ruths Zimmer kommt die Antwort, das ›verstanden, wir kommen‹. »Ich bin gespannt, wie lange das mit den Mädchen dauern wird?«, sagt Hans aufgeregt. Doch die beiden Mädchen sind sehr schnell. Natürlich hatte keine von den beiden geschlafen.

Um ungehört das Haus verlassen zu können hatten sie ihre Schuhe in die Hand genommen und waren auf Zehenspitzen, wie beim Ballett, die Treppe herunter geschlichen. Ihre Fahrräder standen startbereit hinter dem Haus. Ab ging es dann. Ausnahmsweise ohne Licht rasten sie durch das Dorf, so schnell, wie ihre Lungen es hergaben. Am alten Haus angekommen blickten die beiden sichtlich erleichtert auf den alten Schmiedemeister. Das war jetzt wirklich gut, wenn so ein erfahrener Mann wie Opa Reinhard zu ihnen stand. Diese Ruhe konnten sie nun gebrauchen. Doch zu langen Reden und Erzählungen kam es nicht. Der Schmied war es, der im selben Augenblick scharf, doch leise sagte: »Ruhe! Runter! Volle Deckung! Dort kommt ein Wagen!«

Die Fahrräder fliegen in das Gebüsch. Ihre Körper schmie-

gen sie an die Erde. So liegen die Vier im Gras und starren auf den Waldweg.

»Zeigt nicht euer Gesicht, das sieht man im Dunkeln. Legt eure Köpfe in eure Arme!« Ob der Alte in seiner Jugend der große Indianerhäuptling der Dorfjugend gewesen war? Ganz so klangen seine gebieterischen Befehle. Tatsächlich, da kam ein Wagen. Ob es der von vorhin war? Hatten die Kerle etwas Wichtiges vergessen? Oder wollten sie gar jetzt den Klaus holen und verschleppen?

Wartet nur, da kommt ihr an die falsche Adresse! Hier lauerten vier ganz Entschlossene, bereit ihre ganze Kraft für Klaus einzusetzen, für ihn alles zu wagen. Aber aus diesem Wagen, einem VW Passat Variant, steigt nur eine Gestalt. Einer nur! Das ist ja noch viel besser, den werden wir uns kaufen! So geht es gleichzeitig fast durch vier Köpfe. Die Gestalt, eine Männergestalt, verschwindet auch wieder in der Scheune.

»Lautlos hinterher! Äußerste Vorsicht!«, befiehlt Meister Schmidt. Doch bevor die Verfolgung beginnt überzeugt sich der Schmied, ob nicht doch noch jemand in dem Wagen sitzt. »Besser ist besser – sicher ist sicher«, murmelt er vor sich hin. »Wir brauchen keinen weiteren, der vielleicht seinem Kumpan zur Hilfe kommt.« »Doppelt genäht hält besser«, ist einer seiner Grundsätze.

Verbrecherjagd

Klaus hat es endlich und sehr mühsam geschafft. Richtig ins Schwitzen ist er gekommen. Er hat sein Klappmesser in die Hand bekommen. Natürlich ist ein Messer von Klaus auch scharf geschliffen. Es gelingt ihm Sack und Gürtel aufzutrennen und zu öffnen. Gerade will er sich aufmachen und den Keller verlassen, als er eilige Schritte hört. Was bedeutet das nun? Er hat doch die anderen alle weggehen gehört. Wer kommt denn jetzt noch? Was soll ich machen? Weglaufen? Wohin denn? Verstecken? Wo denn? Er hat doch keine Taschenlampe bei sich. Ob es hier überhaupt etwas anderes als alte Kartoffelsäcke gibt? Da hat er den Einfall! Woher? Von wem? Er weiß es im Augenblick nicht. Er hat auch keine Zeit zum langen Überlegen. »Ich lege mich einfach wieder hin und spiele den Schlafenden. Wenn sie sich dann über mich beugen springe ich auf, springe sie an und versuche in das Freie zu gelangen. Bin ich erst draußen, dann bekommt mich so schnell keiner mehr.«

Klaus liegt wieder auf seinem Rücken. Der Kartoffelsack sieht wie unverändert aus. Ein Mann steht vor Klaus. Der sieht den vermeintlich schlafenden Jungen, beugt sich etwas herunter und radebrecht: »Du nix Schlafen! Du stehen auf. Ich machen frei!« Ein weiteres Wort aber kann er nicht mehr sagen, denn wie eine Feder schnellt Klaus hoch, trifft mit seinem bekannt, berüchtigten Dickschädel die Magengegend des Mannes. Der, durch diesen unverhofften Angriff völlig überrascht und vor Schmerz aufstöhnend, fällt nach hinten. Dabei verliert er auch seine Taschenlampe. Klaus hat den Sack beim Aufspringen weggeworfen, weiß aber im Augenblick nicht, wo er hinlaufen soll. Dieses kurze Zögern, um sich in die-

sem alten Kartoffelkeller zurecht zu finden, hat aber gereicht, um seinen Gegner wieder auf die Beine zu bringen und dem weglaufen wollenden Jungen auch gleich ein Bein zu stellen. Klaus kommt zum Stolpern, der Mann hat ihn wieder am Hemd gepackt, keucht dabei: »Dummes Mensch. Ich dir sagen.«

Das Hemd gibt nach, zerreißt und damit ist Klaus wieder frei. Weiter geht aber dieses böse Spiel nicht, denn plötzlich sind in dem kleinen Keller andere Gestalten und Stimmen, die rufen: »Klaus, Gott sei Dank!«

»Haltet den Kerl!« Denn dieser wollte bei der freudigen Begrüßung der Kletten sich schnell aus dem Staub machen. Das wäre ihm auch gelungen, wenn nicht der alte Schmied gewesen wäre. Der sieht im Schein der Taschenlampe und mit dem sich abzeichnenden Schattenbild aus wie ein Riese. In der Hand hat er sein ›kleines Hämmerchen«. Sehr freundlich sagt er dabei: »Na, Männeken, wollen wir mal?« Da bleibt diesem Finsterling keine Wahl. Hinter sich die Doppelkletten, vor sich Opa Reinhard.

»Ich nix böse! Ich Jungen machen frei! Ich fahren weg!« Mit diesen schönen Worten will er weggehen. Doch da wird ihm auf keiner Weise der Weg freigegeben.

»Er hat noch einen, den Wilhelm von der Frau Husch mitgenommen«, ruft Klaus. »Die haben hier auch was zer schlagen, was zerstört!« Der Fremde merkt, es wird schwierig mit seinem Weggang und so beginnt er ein anderes Spiel: »Ich nix böse, nix Verbrecher. Gut Freund von Förster. Nix Polizei! Wir teilen. Wir hier uns treffen!«

»Das stimmt nicht! Ich habe doch Ohren am Kopf! Die sind hinter irgendwelchen Silberverstecken her! Habe ich doch ganz deutlich gehört!«

Nun versucht der Fremde es nochmals mit Gewalt. Aber das hätte er lieber nicht gemacht. Hans und Klaus sind über ihm. Ruth und Steffi haben je ein Bein gepackt. Der Alte hat bei einem Stapel von Kartoffel- und Getreidesäcken ein paar Kälberstricke entdeckt und liebevoll ist er dann dabei den Gefangenen wie ein Paket zu verschnüren. Der flucht und versucht zu strampeln und sich zu drehen. Jedoch alles vergeblich. Unsere Vier, was die haben, das halten sie auch, und erst recht der alte Schmied.

»Was machen wir denn nun mit diesem Paketmann?«, fragt Ruth belustigt. Ja, jetzt können die Vier lachen, haben sie ›gut‹ lachen. Sie sind zusammen und Klaus wieder bei Ihnen. So wird es wieder zu dem spannenden Erlebnisabschluss der leider schon so schnell vergangenen Sommerferien. »Unsere Poststelle hat doch noch nicht auf, sonst hätten wir ihn ja aufgeben können!«, ist Steffis Antwort. »Den nehmen wir mit, solange bis wir den Husch-Wilhelm frei haben!« Der Gefangene hört aufmerksam zu. Er kann wohl besser Deutsch verstehen als sprechen.

»Aber erst einmal raus aus diesem schrecklichen Keller«, sagt Klaus. Ihr kamt wirklich im richtigen Augenblick. Der da, der hatte mich schon wieder im Griff.«

»Das sieht man, denn sieh dir doch einmal den Riss in deinem Hemd an, das ist reif für den Lumpensack.«

Hans und Klaus tragen ihren Gefangenen. Als sie durch den schmalen Gang gehen wollen, der den Scheunenkelner mit dem Hauskeller verbindet, sehen sie ihren ›Hammerfreund‹ vor einem großen Loch in der Mauer stehen. »Seht, seht euch das einmal an! Hier war bestimmt das Silber versteckt. Seht ihr, der Mörtel zwischen den Bruch-

steinen ist noch sehr jung. Möchte ich doch wirklich jetzt wissen, warum der Wilhelm gerade hier die Sachen eingemauert hatte. Und wie diese Kerle dahinter gekommen sind! Aber jetzt nichts als den Wilhelm gesucht, gefunden und befreit. Ihr seid doch mit dabei, ihr vier Kletten?«

»Klaro, Opa Reinhard, 'Tschuldigung, ich wollte Onkel sagen.« Seine Schwester hatte ihn gleich gehörig mit dem Ellbogen einen Rippenstoß für seinen Versprecher gegeben.

»Den Wagen kenn' ich doch?« Ruth geht um das Fahrzeug herum. »Der war doch schon einmal bei uns auf der Straße. Natürlich, natürlich, das ist der von Dickmeyer & Osebisky, die hatten gefragt, ob wir aus alten Zeiten Sachen auf dem Boden, in der Scheune oder im Keller hätten. Die haben doch in unserer kleinen Kreisstadt so einen ganz großen Antik-Markt aufgebaut.«

»Stimmt, und die sind doch auch bei den Flohmärkten immer dabei. Die bekommen auch immer viele Sachen, die kaufen sie dort günstig aus den Ost-Ländern!«

»Was machen wir? Polizei? Onkel Reinhard, was meinen Sie?« Der aber war vom Jagdfieber gepackt: »Wir schaffen das allein! Wir wissen, wo wir suchen müssen. Da fällt mir gerade ein: ›Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan, bittet, so wird euch gegeben.« Auf geht's! Nein, so nicht, wie ihr denkt. Aber wenn ihr denkt, dann denkt doch einmal: Haben wir nicht allen Grund zum Danken? Das war doch nicht alles so eine Art Präzisionsarbeit von uns? Na, ja und von Zufall reden nur die Leute die keinen Durchblick, keine Ahnung, keinen Glauben haben.«

»Ja, da haben sie vollkommen Recht, doch wir, wir können doch jetzt keinen Dankgottesdienst abhalten, so mit

Kirche und so. Wir müssen doch jetzt ganz schnell handeln. Wer weiß denn schon, was in der Zwischenzeit mit dem Husch-Wilhelm geschieht. Auf jeden Augenblick kommt es an!«

»Weißt du, Hans, beten, danken, das kann man immer, auch dann noch, wenn man gerade nicht in der Lage ist seine Hände zu falten. Ich habe oft früher selbst beim Beschlagen eines Pferdes gebetet. Das kannst du auch erfahren. Es muss ja nicht gerade beim Hufbeschlag eines nervösen Pferdes sein, aber es soll ja auch nervöse, wilde Lehrer geben. Probiert es doch einfach einmal aus. Übermorgen ist doch Schulanfang, vielleicht zeigt sich da schon bald die erste Gelegenheit. So, jetzt zu unserem Gefangenen, unserem Mitbringsel für den hiesigen Antik-Markt, den legen wir einmal ganz sanft in den Kofferraum.«

Gesagt, getan! Fast väterlich sagt der alte Schmied zu ihm: »Hör einmal gut zu, mein Sohn, du bleibst ganz brav hier liegen. Kein Geschrei, kein Wort! Verstehst du? Capito! Wenn du Dummheiten machst, dann kommt der Schmied-Schmidt mit seinem Hämmerchen. Dann ist er nicht mehr der gute, alte Opa, sondern ein wilder ›Hufbeschlagsschmiedemeister‹! Capito!«

Nach dieser Rede schlägt er den Deckel des Kofferraumes zu. Nur gut, dass der Gefangene den Zündschlüssel des Wagens hatte stecken lassen. Opa Reinhard klemmt sich hinter das Steuerrad, startet und los geht die Fahrt. Unterwegs erleben dann die nur staunen könnenden Vier, dass das wirklich geht, was der Schmied ihnen vorherhin gesagt hatte. Der redet doch tatsächlich mit seinem Gott so, als ob der neben ihm auf dem Beifahrersitz säße. Das Tempo, das er dabei fährt ist wirklich nicht ›von schlechten Eltern‹.

Nach einer Weile sagt er dann: »Außerdem, ihr kennt doch den großen Spruch in meinem Arbeitszimmer. Da steht in Holz gebrannt: ›Niemand kann sie aus meiner Hand reißen!‹ Ihr wisst doch alle ganz genau, wer das einmal gesagt hat. Was der sagt, darauf kann man sich hundertprozentig verlassen. Der hält sein Wort. Und was er befiehlt, das geschieht. Das Wort war einmal für mich eine ganz große Hilfe. Der Husch, ihr wisst ja jetzt von ihm, der hat das auch oft erfahren. Sonst hätte er damals die russische Gefangenschaft nicht überlebt. Das Wort gilt, auch wenn er jetzt vielleicht in den Händen der Mafia ist. Der lebendige Gott ist stärker und der Heiland Jesus Christus lässt keinen los und fallen.«

Unseren Vieren kam die Fahrt eigentlich wie ein Gottesdienst vor. »Nicht nur fast«, so sagte Ruth später, »da war Gott in unsrem eroberten Auto!«

»Halt«, sagt Klaus, »dort drüben rechts, das alte Bauerngehöft, das ist der Antik-Markt!« »Dann bleiben wir lieber hier schon stehen«, entscheidet der Alte.

»Und der Mann im Kofferraum?« Steffi packt das Mitleid. »Der kann einmal darüber nachdenken, was die Polizei ihn fragen wird und was er darauf antworten soll, wenn wir ihn dort abgeben«, antwortet Meister Schmidt.

Aber, als sich unsere fünf vorsichtig dem Haus nähern, hören sie bald wütendes Hundegebell.

»Zwei Hunde müssen das sein. Das hört sich nicht nach kleinen Schoßhündchen an.« Wie sollen sie da nur ungehört und ungestört heran? Und auf eine Begegnung mit zwei so wilden, gefährlichen Wachhunden legt doch niemand einen Wert. »Hans«, flüstert Meister Schmidt, »kannst du gut anschleichen?« »Natürlich, wie ein Sioux-Häuptling«, kommt prompt die Antwort.

»Dann versuch einmal an der Mauer entlang zu schleichen und festzustellen, wo genau die Hunde sind, vielleicht auch, ob sie frei herumlaufen oder an einer langen Kette sind, denn das ist für uns jetzt wichtig. Aber, merke dir: Keine Sonderaktionen und Mutbeweise. Wir bleiben hier im Schutz der Büsche. Du siehst doch, da im Erdgeschoss brennt in einem Zimmer noch Licht. Da warten sie wohl auf das Kommen unseres Kofferraumbewohners. Na, da können sie noch eine lange Zeit vergeblich warten.«

Wie eine Schlange, nein besser und genauer gesagt, wie der Sioux-Kriegshäuptling ›Große Schlange‹, verschwindet Klaus. Aber kaum ist er an der Mauer des Gehöftes, da geht das wilde Bellen, Hecheln und Knurren der Hunde wieder los. Steffi kann nur feststellen: »Die haben wirklich gute Ohren und feine Nasen!«

»Recht hast du«, antwortet Ruth, »wir beide als Wachhunde, wir hätten noch gar nichts wahrgenommen.« Plötzlich setzt das Bellen aus. Hans kriecht mutig weiter an der Mauer entlang. Aber, sie haben sich zu früh gefreut. Schon wieder diese wilden Hunde. Zum Fürchten ist es. Nun haben wohl diese Bestien auch ihren Herrn und Besitzer alarmiert. Die drei Beobachter sehen, wie ein Fenstervorhang beiseite geschoben wird. Hans ist so dicht an die Mauer gepresst, den kann man nicht vom geschlossenen Fenster aus sehen. Wenn doch nur diese schrecklichen Köter nicht wären. Die wittern jeden sich Nahenden. »Was wollen wir jetzt unternehmen? Polizei?«, fragt Klaus flüsternd. »Nein, wir wollen warten, bis Hans zurück ist und uns berichtet.«

Der pirscht sich in der Zwischenzeit immer näher an das Wohnhaus heran. Dort sind die dichten Vorhänge wieder zu gezogen worden. Nur gut, dass niemand auf den Ge-

danken gekommen ist, vor die Haustür zu gehen und nach den Grund des Hundegebells zu sehen. Doch sicher haben die im Zimmer dort Versammelten auch ihre Gründe sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ob dort in dem Haus auch der Husch-Wilhelm ist? Die beiden Mädchen denken voll Mitleid an den Verschleppten. Was hat er schon alles an Bösem erfahren müssen und jetzt in den Händen der Mafia!

Als Hans an dem Haus vorbei ist, setzen die Hunde mit ihren Lärmen aus. Klaus, der sich auch gern als erfahrener Hundekenner ausgibt, stellt fest: »Jetzt laufen sie um das Haus herum!« Aber, da geht es schon wieder los. »Die haben vielleicht Stimmbänder«, auch diesen Kommentar kann sich Klaus nicht verkneifen, »ich wünschte, so eine gewaltige Stimme hätte ich auch. Im Lager bin ich schon am zweiten Tag total heiser.«

»Bei deiner Schreierei auch kein Wunder«, stellt Ruth nur fest. Unter teilweise fürchterlichem Gebell kommt Hans zu seinen Freunden zurück. Alle hören gespannt zu, als er berichtet: »Gesehen habe ich sie nicht, diese wilden Bellos. Aber, gehört. Das war in der Nähe wirklich schrecklich. Oft dachte ich: Jetzt springt dich gleich so ein Höllenhund an. Das ist dann das Aus für dich. Richtige Angst hatte ich und musste sie immer wider neu überwinden. Beinahe wäre ich schon beim erstenmal zu euch zurück gelaufen!«

Hans kann man die ausgestandene Angst noch richtig abspüren. »Nur gut, dass die Höllenhunde zwischen-durch immer wieder aussetzen. Die mussten sicher zwischen-durch einmal tief Luft holen.«

»Moment mal! Moment mal! Na klar! Ich hab's! Wir gehen jetzt ran wie der alte Marschall Blücher bei der

Katzbach.« Die Vier sehen auf ihren »Chef«, wie sie ihn in ihren Gedanken schon nennen.

»Wir können doch nicht!« »Aber die Hunde? Wir haben doch keine Betäubungspatronen und Gewehre!« »Lasst es euch nicht bange machen. Es gibt keine Hunde hier.«

»Ist denn der alte Meister nicht mehr ganz klar im Kopf?«, denken sie. Und wie im Sprechchor flüstern sie: »Keine Hunde?? Aber, wir haben doch ...«

»Nein, es gibt hier keine Hunde! Was wir gehört haben, das war zwar Röcheln, Knurren, Bellen. Doch das kam von einem Tonband. Der Besitzer dieses Hofes hat an einigen Stellen Bewegungsmelder eingebaut, die dann das Tonband abspielen lassen und alle, die sich nähern, in Angst und Schrecken vor den gefährlichen Hunden versetzen.«

»Tolle Idee von dem Mann, der spart auch noch Hundesteuer und Futter. Einen Nachtwächter braucht er auch nicht.« »Der wird nicht bestohlen und überfallen!« So sprechen die Vier leise und erleichtert durcheinander.

»Und was machen wir jetzt?« Ruth will es wissen. Das Jagdfieber lässt ihr immer noch keine Ruhe.

»Ihr beiden, Hans und Klaus, steigt über das Tor dort. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Hofeingang zum Wohnhaus bei diesen Wachhunden verschlossen ist. Ihr kommt leise wieder nach Modell Sioux auf Kriegspfad vor die Tür in dem Parterre-Zimmer. Dort gibt es sicher angelegte Unterhaltung und ihr könnt die Tür darum auch nicht verwechseln. Ich warte mit den beiden Mädchen hier genau noch 10 Minuten. Dann versuche ich mit einem meiner Nachschlüssel die Haustür zu öffnen und komme zu eurer Unterstützung mit geschwungenem Hämmerchen herein.«

»Und was sollen wir sagen?«

»Höfliche Leute sagen die Tageszeit. Dann werdet ihr schon merken, was die Uhr geschlagen hat. Sonst seid ihr doch auch nicht auf den Kopf gefallen und wisst immer, dass ihr das letzte Wort haben müsst! Also! Klar?«

»Alles klar! Wir müssen noch die Uhren vergleichen. Auf meiner natürlich immer richtiggehenden Uhr ist es 23.30 Uhr. Also in 10 Minuten um 23.40 Uhr ...«

»Oh, da haben wir ja fast Gespensterzeit!« »Ruth, sei still! Der Rote Müller ist unser Freund!« »Und ich?«, fragt der Schmied, »wozu zählt ihr mich denn?« »Onkel Reinhard wird zur Super-Ehren-Klette ernannt!« »So, gut und ab, Gott behüte euch, ihr Sioux!«

Die beiden schleichen über die Straße und an die Mauer. Wie rasend fangen die Tonbandhunde zu bellen. Furcht, die können sie bei den Kletten nicht mehr hervorrufen.

»Aber was machen wir?« Steffi und Ruth wären am liebsten mit ihren Brüdern über die Mauer geklettert.

»Ihr habt eine ganz wichtige Aufgabe. Mit der kann ich nur so zuverlässige Mädchen wie euch beauftragen. Ihr müsst auf jeden Fall verhindern, dass irgendjemand das Haus verlässt und die Flucht ergreift. Wie ihr das macht, ist eure Sache. Jetzt heißt es aber auch für uns: Über die Straße! Hin zum Haus! Rein in das Haus!«

Gesagt, getan. Der Alte hat sein Schlüsselbund aus seiner Tasche geholt. Vorsichtig und leise probiert er die Nachschlüssel. Beim dritten Schlüssel nickt er befriedigt. »Der ist richtig!«

Im Haus hört man Stimmen, die immer lauter werden. Opa Schmidt hat aufgeschlossen und geöffnet. Entschlossen eilt er in den Flur. Ruth und Steffi stehen vor dem Haus und sind bereit zum Eingreifen.

Als Hans und Klaus die Zimmertür aufmachen, sind sie fast ebenso überrascht wie die beiden Männer im Zimmer. Vor denen stehen plötzlich zwei Jungen. Gerechnet hatten sie höchstens mit dem Abgesandten zum Husch-Haus. Die Jungen starren sprachlos auf den großen Eichentisch in der Raummitte. Dort stehen einige große und viele kleine silberne Kerzenleuchter, ein paar Becher, Kelche und Teller. Alle von der langen Lagerung vollkommen schwarz angelaufen. Unverkennbar aber, dass es sich um edle Sachen handelt. Die beiden überraschten Männer haben sich schnell gefasst. Während der eine einen Schritt zurück tritt – ob er vielleicht einen der Jungen wiedererkannt hat? – schreit der andere: »Was wollt ihr hier? Wie seid ihr hier hereingekommen? Raus! Haut ab! Verschwindet! Sofort, oder ich rufe die Polizei! Nein ich rufe sie jetzt!« Dieser Mann ist wohl der Besitzer des »Antik-Marktes«.

Er greift nach seinem Handy, welches auf dem Tisch zwischen den Silbersachen liegt. Aber auch Hans hatte seine Stimme wieder gefunden. Den Mann übertönend: »Rufen Sie doch ruhig! Die Polizei, die wollen wir auch hier sehen!« Und Klaus betont ruhig: »Wollen Sie die wirklich hierher rufen? Ist das nicht für Sie zu unangenehm? Zu gefährlich? Wollen Sie uns nicht einige dieser Sachen verkaufen?«

»Ihr und kaufen! Das ich nicht lache! Ihr steckt wohl alle unter einer Decke? Wollt mich ausnehmen? Das alte Gerümpel hätte ich sowieso nicht gekauft. Mit diesem Wappen darauf kann ich es nie weiterverkaufen. Ihr aber auch nicht! Also, Ivan, was soll das Theater?«

Der mit Ivan angeredete, sagte aus dem Hintergrund: »Ich nix kennen daitsche Jung. Du geben mein Mark und ich ...«

»Halt! So haben wir nicht gewettet«, dröhnt der Bass des alten Schmiedes dazwischen. »Ich will den ganzen Silberkram, meinen Freund Wilhelm und dich! Steht doch schon in der Bibel: ›Mein ist Silber und Gold, spricht der Herr!‹« In diesem Augenblick springt der Fremde wie eine Katze an dem Alten vorbei, gibt Klaus einen Stoß, der auf Hans fällt, beide fallen auf den Boden, und raus aus der Tür ist er.

»Hinterher!«, schreit der Schmied. Doch bis die beiden Jungen wieder hoch sind, ist der Mann schon aus dem Zimmer und aus dem Haus.« »Der Kerl entkommt uns. Wir müssen ihn einholen!« Hans und Klaus springen zur Haustür. Doch vor dem Haus sehen sie ein wildes, wüstes Knäuel, ein Durcheinander von Beinen, Armen, Körpern. Zwei Mädchen schreien in den höchsten Tönen, Ruth und Steffi: »Hier! Helft! Packt ihn!« Dazwischen schauerliche Töne in einer fremden Sprache. Bestimmt, das sind keine Schmeichelworte oder Kosenamen. Die beiden Mädchen hatten sich voller Kampfesmut, jede von einer anderen Seite auf den Flüchtenden gestürzt. Sicher, auf die Dauer hätten sie den großen, starken Mann nicht festhalten können. Die Hilfe und Verstärkung kommt, Hans, Klaus und der Schmied. So gibt es nun den zweiten Gefangenen. Die mitgenommenen »Kälberstricke« von Mutter Husch kommen zum Einsatz. Mit finsternen Blicken sieht der Mann seine Überwinder an, durch die Zähne stößt er hervor: »Ihr bekommen Hälfte, wenn mich lassen laufen.« Zu einer Antwort kommen die Kletten nicht mehr. Mit Blaulicht und kreischenden Reifen naht ein Streifenwagen der Polizei. Der Händler hatte also doch sein Handy eingesetzt. »Halt! Stehenbleiben! Polizei! Werfen Sie sofort ihren Hammer weg! Was ist mit diesem Mann? Stricke abmachen! Das ist Freiheitsberaubung! Wissen eure

Eltern, dass ihr euch um diese Zeit hier herumtreibt? Und Sie? Sind Sie nicht der Schmiedemeister von Neuhammer?« Ziemlich viele Fragen und Feststellungen und Androhungen auf einmal. Wer sollte so schnell alles beantworten und erledigen? Den Gefangenen losmachen? Mit so viel Mühe und dem Einhandeln von vielen blauen Flecken hatten sie ihn doch gerade unschädlich gemacht. »Sie haben fast Recht, Herr Wachtmeister.« Bei Opa Schmidt hieß jeder Polizist noch Wachtmeister.

»Aber, erstens haben wir im Kofferraum dort noch einen, zweitens, wenn Sie den da losbinden, haben sie dann viel Ärger und Arbeit ihn wieder einzufangen, und drittens suchen wir noch einen Mann aus unserem Dorf. Haben wir den wieder, sie helfen uns doch sicher dabei, Herr Wachtmeister, wird er ihnen dann ganz genau erzählen, was hier gespielt worden ist.« »Dann auf! Auf zum Polizeirevier!« »Sachte, ein alter Mann ist kein D-Zug. Wir sollten auch die Sachen da drinnen vom Tisch auch gleich mitnehmen.« »Was für Sachen.« »Kommen Sie! Sehen Sie selber!« Die Haustür hatte jemand wieder in der Zwischenzeit verschlossen. Nach einigem stürmischem Klingeln wurde geöffnet. Auf dem Tisch des Zimmers stand nichts. Der Tisch war abgeräumt. Leer! Nur einige Prospekte, ein randvoller Aschenbecher, das war alles, was die vier und einer der sie begleitenden Polizisten vorfanden.

Herr Dickmeyer, der Besitzer des Antik-Marktes, hatte ein ›Fell‹, das seinem Namen alle Ehre machte. Grundsätzlich kannte er die beiden natürlich nicht. Noch nie gesehen! Zu einer Beratung hätten sie sich angemeldet. Eine Panne und ein Stau waren Schuld, dass sie so spät gekommen waren. Das Silber? Hätte er nie angekauft! Ansehen, abschätzen, ja! Reiner Kundendienst. Selbstverständliche Höflichkeit in seinem Berufsstand. Was meinen Sie, was

für seltsame Leute bei unsereinem auftauchen? Zu jeder Tages- und Nachtzeit! Den Wagen ausgeliehen? Ja! Reine Menschenliebe. Pur! Ich bin doch kein Rassist! Wo die Silbergeräte sind? Im Tresor! In Sicherheit gebracht, wo doch plötzlich diese beiden Jungen da im Zimmer standen. Hier sollte die Polizei einmal nachforschen. Immer wieder hört man von Jugendbanden. Sie wissen doch, wie die Jugend von heute ist.

»Da hat die Polizei im Interesse der Bürgerschaft ihre große Aufgabe!« Herr Dickmeyer redete, redete. So manchen Preis hätte er dafür gewinnen können. Der Polizist beruhigte den aufgeregten Mann. Sie würden der Sache schon morgen auf den Grund gehen. Aber das Silber wollten sie selber gleich mitnehmen und sicherstellen. Draußen war ein zweiter Streifenwagen eingetroffen. Die Polizisten hatten den Kofferraum geleert. Der Gefangene hatte statt der Kälberstricke nun staatliche Stahlmanschetten anbekommen, Handschellen nennt man diese wohl.

Auf alle Fragen hatten die beiden nur eine Antwort: Kopf Schütteln und immer wieder: »Nix daitsch«. Herr Schmidt musste den Wagenschlüssel abgeben, dann sollten die fünf nach Hause gefahren werden. Aber die Polizisten hatte nicht mit der Hartnäckigkeit eines alten Dorfschmiedes gerechnet: »Hier muss irgendwo noch mein Freund, der Husch-Wilhelm sein. Der muss gefunden werden. Und mit dem Heimbringen der Kinder, da lassen Sie mich mal die Regie übernehmen, damit der Familienfriede nicht gestört wird. Morgen, das heißt ja schon heute stehe ich dann zu ihrer Verfügung. Aber erst, meine Herrn Wachtmeister, auf zum Suchen! Oder haben sie damals nicht gut aufgepasst und gelernt: ›Suchet, so werdet ihr finden!‹ Da war zwar der lebendige Gott mit gemeint, dass der sich finden lässt und kein Ver-

steckspiel mit uns treibt, aber ich nehme so ein Wort für mein ganzes Leben.« Etwas widerwillig begleiten zwei der Polizisten den Schmied. Die beiden anderen beobachten aufmerksam die beiden Männer und die vier Kinder. Denen wird es langsam kalt und die Müdigkeit packt sie. Doch als im Lichtkreis der Straßenlampe vier statt der drei Gestalten auftauchen sind sie wieder hellwach. Der eine der sich Nähernden geht ziemlich unsicher, der Schmied scheint ihn eher zu führen und zu stützen. Das muss der gesuchte und vermisste fürstliche Forstmeister, der Sohn von Frau Husch, sein. »Wir haben ihn!«, ruft triumphierend Opa Schmidt. Da hinten in dem Wohnwagen! Die haben ihm wahrscheinlich einen Schlaftrunk gegeben. Völlig benommen lag er im Wagen!« »Also nun, meine Herrschaften, auf zur Polizeiwache!«

»Ich sagte Ihnen doch schon, ich bin der Schmiedemeister Reinhard Schmidt aus Neuhammer. Dort kennt mich jeder und woanders kennen mich viele. Fahren Sie uns dort hin. Ich übernehme für alles die Verantwortung. Morgen, sagen wir um, ach ja heute, um 10.00 Uhr bin ich bei Ihnen. Mit meinem Freund hier. Dann kann er bestimmt ordentlich aussagen. Die beiden dort, die können sich bei Ihnen erholen. Vielleicht sagen sie dann auch etwas, oder morgen, oder später oder überhaupt nicht. Lassen Sie sich überraschen, meine Herren Wachtmeister. Und nichts für ungut, Danke, herzlichen Dank, dass Sie gekommen sind. Ganz allein hätten wir die Geschichte doch nicht hingekriegt!«

Der Schatz des Fürsten

Vor Neuhammer musste der Streifenwagen anhalten. Nochmals ein Dank an die Polizisten. Zu den Kletten gewandt: »Und jetzt ganz schnell – und leise auf eure Bärenfälle verschwunden! Morgen kommt die Stunde der Wahrheit. Da werden euren Eltern die Augen geöffnet. Keine Angst, das mache ich! Ihr kommt mit euren Eltern um fünf Uhr zum Kaffee und Kakao. Wenn meine Jüngste schon keinen Schmied geheiratet hat, dann muss sie zur Wiedergutmachung ordentlich Kuchen backen. Strafe muss sein! Also, kein Wort zu euren Eltern. Gute Nacht, Kletten!«

»Gute Nacht, und tausendmal Danke, Onkel Reinhard!« Die versteckten Fahrräder der Mädchen werden noch geholt. Lautlos, schnell verschwinden vier übermüdete, erlebnisvolle Kletten in den Zimmern.

So sehr auch die Eltern versucht hatten herauszubekommen, was es mit der Einladung des Schmiedes für eine Bewandnis hatte, die Kletten waren verschwiegen geblieben. Voller Spannung und Erwartung saßen sie alle im Wohnzimmer des Alten. Der lächelte oft verschmitzt und tat sehr geheimnisvoll. Aber vor Ende der großen Kuchenschlacht, die Kuchen waren der Schmiedstocher wirklich vorzüglich gelungen, sagte der Hausherr kein Wort zum Anlass des Festes. »Erst die Arbeit, dann die Geschichten!«, hatte er als Losung ausgegeben. Zu der Kaffeetafel hatte sich noch ein Gast gesellt. »Herr Husch aus unserem Dorf, den kennt ihr doch alle? Er wird nun endlich bei uns bleiben.«

Die Kletten blickten sich an und nickten. Ausgeschlafen, rasiert, gut angezogen war dieser jetzt. Fast nicht wiederzuerkennen. Den Kletten-Eltern spürte man es beinahe

ab, wie gern sie es gewusst hätten: Wo kommt der Sohn von Mutter Husch plötzlich her? Wie kommt er zu unserem Schmied? Und was spielen wir dabei für eine Rolle? Nach dem Dankgebet – der Schmied hatte Hans aufgefordert, es zu sprechen, und mit einem lauten »Amen« hatte er sein »Ja« dazu gesagt – hieß er sie alle mit in sein Arbeitszimmer zu kommen. Für so viele Besucher war das nicht gedacht. Ruth fragte spitzbübisch: »Herr Schmidt, darf ich ein Schild anbringen: ›Wegen Überfüllung geschlossen?‹« »Kannst du ruhig machen, Mädchen. Versucht alle irgendwo einen Platz zu finden. So, nun Klaus und Hans lest ihr doch bitte einmal den Spruch da laut vor!« Die beiden sahen sich verduzt an und begannen: »Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und folgen mir ...«

»Halt!« Kommandierte der Alte, »jetzt die Mädchen weiter!« »... und ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus meiner Hand reißen.« »Das ist die Wahrheit, ich kann das aus meinen langen Leben nur bestätigen«, sagte der Schmied. Dort sitzt mein Freund, der Wilhelm. Schreckliches hat er in der Gefangenschaft und auch noch in den letzten vergangenen Tagen mitgemacht. Und ihr vier? Ihr Eltern? Stimmt das nicht haargenau für unser aller Leben? In der Bibel heißt es: ›Bis hierher hat der Herr geholfen. Bis heute!‹ Die Kletten-Eltern konnten nur nicken. Recht hatte er, der Schmied. So, wurde das kleine Arbeitszimmer zu einem Andachtsraum. Vater Müller sagte es jedenfalls so später einem Arbeitskollegen. Der aber kannte den alten Schmied auch gut und gab zur Antwort: »Du, das Zimmer war auch schon oft ein Beichtstuhl. Ich kenne da welche, die haben da so richtig Lasten abgelegt und sind froh und frei geworden.« Der Schmied erzählte die

Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden. Da guckten die beiden Mütter erschrocken, Ängste packten ihre Herzen wenn sie sich ausmalten: »wenn ...«

»So, jetzt wird nicht mit den Kletten geschimpft. Sie bekommen auch keine Strafe, ihr Väter. Das haben sie nicht verdient. Sie wollten ja nur zu verstehen geben: Ihr Leute, hört nicht auf irgendetwas, sondern auf die Verheißungen des lebendigen Gottes in seinem Wort, der Bibel. Die vier wollten doch auf ihre Art zu verstehen geben: Glaubt nicht an irgendetwas, sondern allein an Jesus Christus, den Sieger über Sünde Tod und Teufel. Dass dann alles ganz anders kam, als geplant, das hat mit meinem Freund Wilhelm zu tun.« Bisher hatte dieser zugehört aber doch auch irgendwie auf die Straße geachtet. Ob er an die Polizei dachte? An die Mafiosi? Aber diese waren doch in festen Zellen einquartiert. »Ja ohne euch, euren Plan mit der Lampe, da wäre ich vielleicht auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Also, ihr wisst, ich war im fürstlichen Forstdienst. Als 1945 die russischen Truppen die deutschen Linien durchbrachen, waren in unserem Forstamt aus allen Schlössern und den Kirchen die wertvollsten Sachen gelagert. Ein LKW sollte alle Sachen in den Westen bringen. Dieser Wagen kam nicht mehr zu uns durch. So habe ich mit zwei getreuen Waldarbeitern viele Kisten an verschiedenen Stellen des Waldes vergraben.

Das Schloss wurde geplündert, angesteckt und verfiel. Ich geriet in Gefangenschaft. In der Gegend aber hielt sich das Gerücht von riesigen vergrabenen Schätzen. Aber alle Schatzsucher hatten keinen Erfolg. Gefangenschaft, Krankheit und das Verbot, dass Deutsche nicht die Grenzwälder und einsamen Dörfer besuchen durften, hielten mich viele Jahre ab, die versteckten Kisten herauszuholen.

Meine beiden Helfer hatten ihrem Fürstenhaus die Treue bewahrt, waren aber in der Zwischenzeit gestorben. Natürlich erkannten mich die Älteren bei meinem ersten Besuch. Ich musste ganz neu ihr Vertrauen gewinnen. Misstrauisch waren sie zuerst. Ich entdeckte einige der Stellen, wo wir Kisten mit Silber vergraben hatten. Jetzt brauchte ich Gerät und Hilfe. Nur einen alten Waldarbeiter zog ich in das Vertrauen. Einige Nächte waren wir zusammen unterwegs. Auch durfte ich nicht zuviel auf einmal bergen, denn es war ja alles auch vorsichtig über die Grenze zu bringen. In dem alten Gang zwischen Scheune und unserem Haus habe ich ein neues Versteck, eine Schatzkammer eingerichtet. Bei meinem letzten Besuch aber, da haben sie mich schon an der Grenze erwartet. Irgendjemand muss uns beobachtet haben, uns heimlich gefolgt sein. Zwei haben mich dann nach hier begleitet. Ich musste ihnen das Versteck zeigen. Sie drohten mir mit Rache an der Familie des alten Waldarbeiters. Ich war ja auch in ihrer Gewalt. Natürlich wollten sie noch die übrigen Verstecke in den Wäldern wissen. Sie zwangen mich, ich sollte wieder mit ihnen fahren. Danach wollten sie mich frei lassen. Das Silber von hier wollten sie schätzen lassen und verkaufen. Wer weiß, ob ich nochmals frei gekommen wäre?« Der Forstmeister blickt ernst auf die anderen. In die Stille hinein kommt die Frage von Ruth: »Aber, warum haben Sie nicht gleich alle Silbergeräte dem Fürstenhaus übergeben?« »Ich wollte allen Rummel, alle Berichte vermeiden. Zeitungsartikel hätten die Schatzsuche wieder angeheizt. Der Sohn meines Fürsten sollte nach Möglichkeit seine ganze Silberkammer von mir zurückbekommen. Vielleicht hätte er sich davon einen Waldbesitz erwerben können.«

Voll atemloser Spannung hatten die Kletten-Eltern und die Kletten dem Bericht gelauscht. »Haben Sie denn nie-

mals den Mut verloren? Wollten Sie denn nie aufgeben?«
Wieder war es Ruth, die fragte. »Ich war und bin kein großer Held«, erhielt sie zur Antwort. »Manches Mal hatte ich große Angst. Aber dann habe an den alten Reinhard hier denken müssen, nein, richtiger: an den Spruch dort. Ihr habt ihn ja eben vorgelesen. Ich habe mich daran geklammert. Das Wort hat mich gehalten, festgehalten, mir Halt gegeben.«

Wieder herrscht Stille im kleinen Schmiedearbeitszimmer. Unwillkürlich richten alle ihre Augen auf den in Holz gebrannten Spruch:

»Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen meiner Stimme und ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus meiner Hand reißen.«



M. Hamsch

Die Unzertrennlichen

Taschenbuch

160 Seiten

4,80 DM

ISBN 3-89397-792-9

Zelte aufbauen, prasselnde Lagerfeuer, Kochen wie Robinson Crusoe, spannende Spiele und was sonst noch zu einem Zeltlager gehört – das macht einer Gruppe von 9- bis 13-jährigen Jungen Spaß.

Doch dann wird aus dem Spaß bitterer Ernst: Sie bekommen es mit einer Schmugglerbande zu tun. Und außerdem entdecken sie in einem alten Kamin ein geheimnisvolles Buch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, das die dramatische Geschichte eines Bauernjungen enthält, der – von Reitern gejagt – verzweifelt um sein Leben kämpft.

Eine Neuauflage der beiden früheren Bücher »Die Taler von Brunnenburg« und »Das Geheimnis des Kamins«.

JM 9 – 13 Jahre



J. L. Rees

Der Fluch von Schwarzeneck

Taschenbuch

128 Seiten

4,80 DM

ISBN 3-89397-106-8

Auf Franks Leben liegen viele Schatten: Ohne Mutter, ohne Freunde und gehbehindert aufzuwachsen ist schon schlimm genug. Aber dann sind da noch Franks verbitterter Vater und der unheimliche Mann aus dem Wald. Liegt wirklich ein Fluch auf Schwarzeneck?

Als Frank die halbverbrannte alte Bibel seiner Urgroßmutter und einen neuen Freund findet, spitzen sich die Ereignisse zu – bis es zu einer Wende kommt.

Ein äußerst spannendes Buch mit einer klaren evangelistischen Botschaft.

JM ab 10 Jahren



Taschenbuch

In der Reihe »Abenteurer Gottes« von Dave und Neta Jackson sind pro Jahr etwa 2 - 3 Bücher geplant:

Nate Saint

David Zeisberger

Georg Müller

Gladys Aylward

Dwight L. Moody

John Newton

Florence Nightingale

John Bunyan

William Tyndale

Adoniram und Ann Judson

Marcus und Narcissa Whitman

Mary Slessor

Bitte frage nach diesen Büchern in deiner Buchhandlung oder wende dich an den Verlag:

CLV

Postfach 11 01 35

33661 Bielefeld